

KONZEPTUELLE UND METHODISCHE GRUNDLAGEN

1. Vorweg der Versuch von Begriffsarbeit:

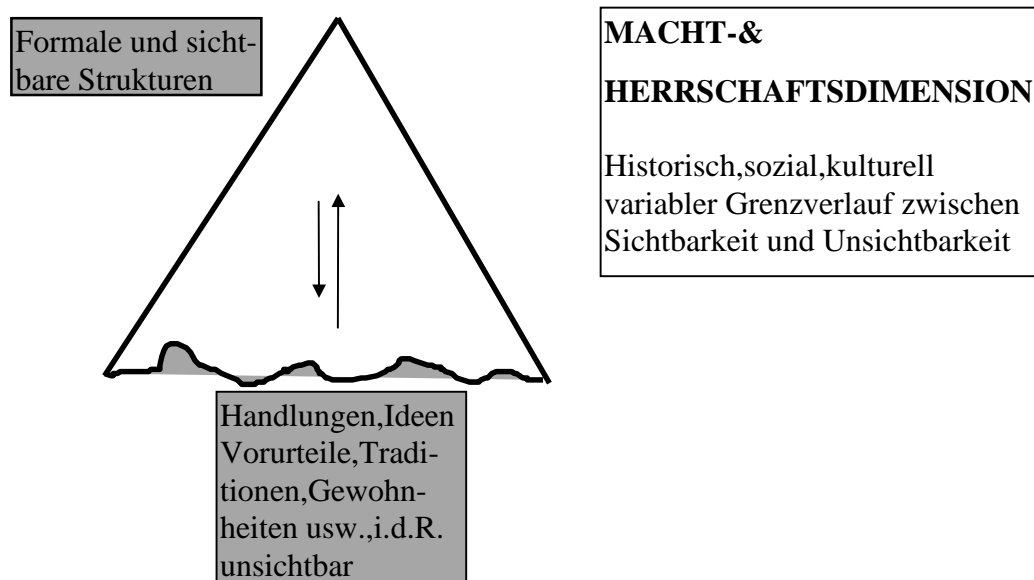
1.1. Zunächst die Frage, wofür der Begriff "*Institutionen*" und "*Institutionalisierung*" steht? Dann der Bezug zu *Männlichkeit als politische Institutionalisierung*.

"Institutionen sind ein universelles Merkmal menschlichen Zusammenlebens. Sie sind Manifestationsformen oder Symbolnetze von Handlungsregelmäßigkeiten oder -gewohnheiten, die im öffentlichen Gebrauch und soziohistorisch auf 'relative Dauer' angelegt sind. Durch Institutionen werden menschliche Bedürfnisse befriedigt und soziale Interaktionen strukturiert. Es werden damit zugleich Machtpositionen festgelegt, Handlungsmöglichkeiten ausgegrenzt, gesellschaftliche Freiheitschancen eröffnet und individuelle Freiheitsschranken errichtet. Institutionen sind auch Regeln in unseren Köpfen und eine kollektive Gedächtnisstütze einmal getroffener, verbindlicher und verpflichtender Festlegungen. Institutionen stehen somit im Spannungsfeld und Bedingungs-zusammenhang von Bedürfnissen und Interessen, sozialen Normen und kulturellen Werten, im Kontext von Arbeit, Sprache, Interaktion und Herrschaft"¹. Diese in einem politikwissenschaftlichen Lexikon getroffene begriffliche Festlegung ist so umfassend angelegt, daß unschwer begleitend zu den Begriffsmerkmalen soziale und politische Erscheinungsformen von Männlichkeit mitgedacht werden können.

Es ist aber auch nicht verwunderlich, wenn *das Politische* sich seinen relevanten Ausdruck primär in Institutionen sucht, d.h. in Regelsystemen unterschiedlicher Art.. Auch politische Institutionen sind nichts anderes als vereinfachende Abstraktionen, sie stellen Schematisierungen komplexen und vielfältigen politischen Lebens und politischen Gestaltens dar. Institutionen sollen (autoritär oktroyierte oder auch konsensual abgestimmte) Funktions- und Regelabläufe im Zusammenleben und Zusammenwirken von Menschen immer wieder von neuem, also in ihrer Regelmäßigkeit, garantieren. Politische Verfassungen und juristische

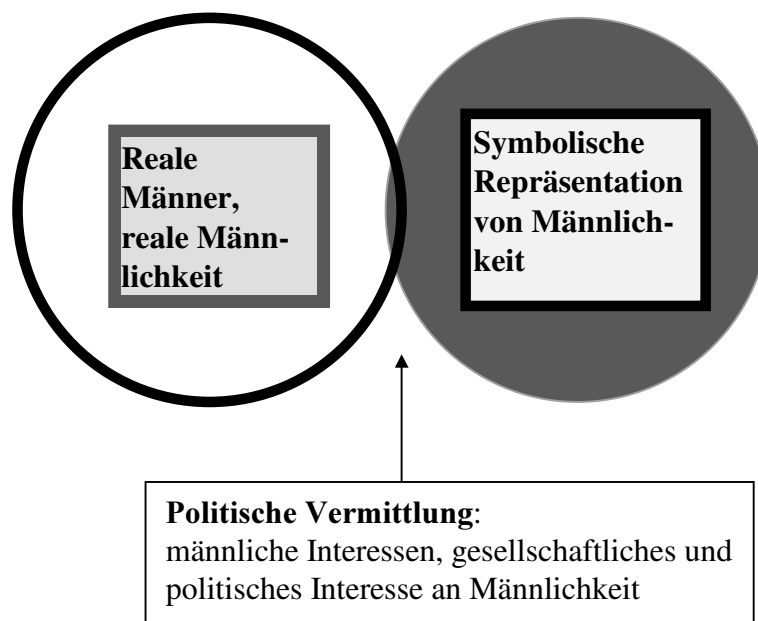
¹ Arno WASCHKUHN, Institutionentheoretische Ansätze, in: Lexikon der Politik, hrsg. von Dieter Nohlen, Bd. 2, Politikwissenschaftliche Methoden, hrsg. von Jürgen Kriz, Dieter Nohlen und Rainer-Olaf Schultze, München 1994: 188f.

Organisationen sind hierbei ebenso wirksam wie Handlungen und Gedanken von Menschen, mithin auch ihre Gewohnheiten, Vorurteile und Traditionen. Politische Institutionen sind daher niemals auf bloße Formalstrukturen zu reduzieren, sie gewinnen vielmehr ihren wirklichen Sinn erst über jene Menschen, die sie in der Tat durch ihre Handlungen, ihre Ideen, Vorurteile und Gewohnheiten gestalten können. Überdies bestehen Institutionen niemals bloß aus *sichtbaren* Elementen, sie verfügen vielmehr unter ihrer Oberfläche über gewaltige *unsichtbar* bleibende, aber nicht minder relevante Untiefen:



Diese institutionelle Konfiguration erfährt nun durch Einbezug der *Geschlechterdimension*, also durch Beachtung der empirisch konstatierbaren Trennlinie des Geschlechts, eine entscheidende Weiterung. Institutionelle Macht- und Herrschaftsphänomene sind nämlich zusätzlich zu historisch-kulturellen, sozialen oder ethnischen Variationen auch geschlechtlich-hierarchisch codiert. Dieser empirische Erfahrungswert ist wohl kaum anzuzweifeln. Die Frage nach politischer Institutionalisierung von Männlichkeit geht daher dem Phänomen des *Dauerhaftmachens von Männlichkeit* im politisch-gesellschaftlichen Netzwerk nach. Sie will aber auch die politischen und wissenschaftlichen Bemühungen um *Unsichtbarhalten von Männlichkeit* enttarnen.

Männlichkeit und Weiblichkeit werden als soziale und politische Konstrukte immer auch politisch-institutionell wirksam. Das *eine* steht aber niemals einfach neben dem *anderen*: Beide befinden sich vielmehr strukturell nicht nur in einem komplementären, sondern in einem förmlich dialektischen Verhältnis zueinander. Daraus ergibt sich dann das methodologische Problem, dass Frauenforschung ohne Forschungen zum Geschlechterverhältnis notwendigerweise unzulänglich bleiben muss. Es ist unverzichtbar, will man Weiblichkeit als gesellschaftlichem Konstrukt auf die Spur kommen, sich auch mit seinem *Gegenstück* zu befassen. Dies lässt sich am politischen Prozess (*politics*) zeigen: Bei Analyse der Blockaden, die sich einer *Feminisierung* der Strukturen von Politik (*polity*) und von entscheidenden Bereichen gesellschaftlicher Politiken (*policy*) nachhaltig entgegenzustellen scheinen, stößt man immer wieder auf Männlichkeit in verschiedenen Ausdrucksformen. Diese Männlichkeit ist positioniert zwischen den Polen von Wirklichkeit und Schein, nämlich Männer (im Sinne einer sozialen Gruppe) als *reales* Phänomen (Männer im *physischen* Sinne, aber auch Männer als *Interessensträger*) und Männer als Phänomen der *Illusion*, als Imagination eines *Scheins* auf der *Symbolebene*. Die Formulierung und Artikulierung männlicher Interessen bildet das zentrale politische Vermittlungsglied zwischen Männlichkeitsillusion und Männlichkeit als realer bzw. sozialer Tatsache. Das folgende Schema soll den Zusammenhang zwischen realer und symbolischer Männlichkeit in ihrer institutionalisierten Vermitteltheit illustrieren:



Mangelnde Repräsentanz von Frauen und männliche Dominanz in Gesellschaft und Politik bilden also uns vertraute Beidseitigkeit der Medaille: Sie sind die Prägestempel aller politisch-administrativen Institutionen.

Alle politischen Maßnahmen und Strategien der beiden letzten Dekaden zur Anhebung der Frauenanteile in politischen und administrativen Institutionen sind letztlich an "unsichtbaren" oder "verdeckt" gehaltenen Mauern gescheitert. Die von Wissenschaft und Recht suggerierte **Geschlechtsneutralität** von Institutionen lenkt den Blick von der "männlichen" Grundlage der Institutionen ab. So wird das eigentlich tragende Fundament politisch-administrativer Institutionen mit Erfolg unsichtbar gehalten.

Gewiss sind im historischen Prozess unterschiedliche "Konjunkturverläufe" von "Feminisierung" (z.B. durch die "alte" oder "neue" Frauenbewegung induzierte Wellen gesellschaftlicher Reformen) oder auch wieder "De-Feminisierung" bzw. "Re-Maskulinisierung" (z.B. die Ära des Nationalsozialismus in ihrer Bedeutung für die gesellschaftliche und politische Reorganisation der Geschlechterverhältnisse) gesellschaftliche und politische Reorganisation der Geschlechterverhältnisse) gesellschaftlicher und politischer Institutionen konstatierbar. Einer "Feminisierung" von Institutionen stehen aber - selbst bei unbedingtem politischem Wollen - immer massive strukturelle Bedingungen entgegen. Solche Reformhindernisse von Organisationen und Institutionen werden in der Institutionen- und Organisationstheorie auch thematisiert. Inwiefern aber das in Institutionen eingelassene "Männliche" grundlegenden Organisationsveränderungen blockierend entgegensteht, bildet eine nachhaltige Blindstelle forschenden Blicks.

Das "paradoxe" Phänomen von Frauenaus- bzw. -einschluss² beinhaltet eine "numerisch-quantitative", aber vor allem auch eine "kulturelle" und "ethische" Dimension. Das jeweils

²Carole Pateman hat uns auf "das Paradox von Ausschluß und Einschluß" von Frauen in der klassisch-bürgerlichen politischen Ordnung hingewiesen: Frauen sind nämlich "aus- und eingeschlossen ... aufgrund genau derselben Fähigkeiten und Eigenschaften". Dieses Paradox erst schafft den komplexen politischen Status von Frauen: Auch wenn die Ausgrenzung von Frauen Pate gestanden hat für die Struktur zentraler politischer Institutionen (insbesondere für Staatsbürgerrechte), waren Frauen nicht auch ausgeschlossen aus der "bürgerlichen Gesellschaft": "Die Herausbildung des modernen Patriarchats verkörpert auch eine neue Art und Weise, Frauen einzubeziehen". Allerdings differiert der Einbezug von Frauen wesentlich vom Einbezug der Männer in die politische Ordnung. Nur sie waren ja bekanntlich "Individuen" und "Staatsbürger". Frauen wurden

historisch-konkrete Muster der Dimensionierung des Verhältnisses von Frauenaus- bzw. -einschluss in politischen Institutionen ist niemals "zufällig", sondern entspricht bestimmten Bedürfnis- bzw. sozialen Konfliktlagen und wird daher immer wieder von neuem in besonderer Weise sozioökonomisch, normativ, aber auch psycho-sozial begründet. Eine Dialektik von Bewegung und Gegenbewegung, von Feminismus und Antifeminismus, steuert den historischen Prozess institutionellen Veränderns sowie institutionellen Beharrens.

In die politikwissenschaftliche Institutionentheorie hat der analytische Hinweis auf geschlechtliche Konnotationen noch kaum Eingang gefunden. Die Politikwissenschaft erweist sich den Paradigmen der Geschlechterforschung gegenüber bislang noch weitgehend resistent.

1.2. Wie lässt sich nun *feministisches Interesse am Phänomen Männlichkeit* legitimieren? Und wie lässt sich eine *methodische Vorgangsweise* entwickeln, die die Schichten historischer Sedimentierungen einseitiger, nämlich männlicher Vergeschlechtlichung durchdringen kann?

Feminismus bedeutet für mich zweierlei

- einmal geht es hierbei um die sehr praktische Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse („politische Frauenbewegung“, „institutionelle Frauenpolitik“) und
- dann geht es hierbei notwendigerweise auch um das wissenschaftliche Erkenntnis- und Kritikprinzip („wissenschaftlicher Feminismus“).

Ohne diese wissenschaftliche „Weiterung“ könnte freilich auch feministische Praxis nicht gut bestehen. Gleichzeitig wäre ohne die Impulse aus der Praxis der Frauenbewegung aus dem „Malestream“ der Wissenschaft selbst heraus mit Sicherheit keine oder nur unzureichende Beschäftigung auch mit gesellschaftlichen und politischen Strukturen der Frauenunterdrückung sowie der gesellschaftlichen und politischen Organisation der Geschlechterverhältnisse erfolgt. Das musste „männlicher“ Wissenschaft politisch erst hart abgerungen werden (durch politischen Druck von „außen“ erzwungene Akzeptanz von „Frauenforschung“ und „feministischer Theorie“, Instrument der „Frauenförderung“).

eingeschlossen als den Männern Untergeordnete, die "politische Pflichten" zu erfüllen hatten, die aus ihrer "Fähigkeit zur Mutterschaft" hergeleitet wurden. Mutterschaft wurde in politischen Theorien des 18. Jahrhunderts als "politischer Status" erörtert (vgl. Carole Pateman, 1992, S. 56 f.).

Eine Interdependenz zwischen beiden Aspekten scheint mir daher zwingend zu sein. Das eine muß ohne das andere eigentlich unvollständig bleiben.

Feministische Erkenntnistheorie propagiert den Zweischnitt von **Dekonstruktion** und **Rekonstruktion**³. Was bedeutet es nun, diese Programmatik auf Institutionenanalyse anzuwenden? Ich habe schon seit einiger Zeit in einigen Aufsätzen für eine **feministische Institutionenarchäologie** plädiert: Prioriäres analytisches Ziel muss es m. E. nämlich sein, das in (politischen) Institutionen verborgene Männliche **freizulegen**, nach oben zu kehren, sichtbar zu machen.

Dekonstruieren bedeutet daher in unserem Zusammenhang zweierlei, nämlich

- die Institutionen feinsäuberlich auf ihre ursprünglichen „Bausteine“ hin zu zerlegen („**Realanalyse**“) und zudem
- die sie reflektierenden Theorien als äußerst selektiven Interessensreflex bloßzulegen („**Ideologiekritik**“).

Das heißt freilich für unser Thema, in gewissem Sinne Neuland zu begehen, weil sich auch feministische Wissenschaft bislang noch nicht allzu intensiv mit dieser Fragestellung befasst hat. Die Bearbeitung kann also nur unzureichend über bloße Rezeption feministischen Vordenkens/Nachdenkens erfolgen. Und auch die in den letzten Jahren in Mode gekommene "Männerforschung" hat freilich noch recht wenig im Hinblick auf auch "strukturelle und "institutionelle" Enttarnung von Männlichkeit geleistet.

Methodisch wird es daher eher um **feministisch-kritische Infragestellung** oder aber vielleicht bloß **feministisch-kritische Transformation** herrschender wissenschaftlicher Sicht gehen. Das Spektrum wissenschaftlicher Ergebnisse wird daher in seiner Vielfalt *gegen den männlichen Strich* gebürstet (z.B. militärhistorische Forschungen, die überhaupt nicht unter dem Geschlechteraspekt angestellt wurden, dennoch aber für unser Erkenntnisinteresse überaus verwertbare Einsichten abwerfen können, vgl. Keegan 1995; sportsoziologische u. a. Schriften, die etwa politische Dimensionen der Inszenierung Fußball analysieren, den Schritt

³Vgl. Cornelia Klinger unter Bezugnahme auf Derridas erkenntniskritisches Programm (Cornelia Klinger,in: Karin Hausen/Helga Nowotny, Wie männlich ist die Wissenschaft? Frankfurt a.M. 19...:).

zur Sichtbarmachung von Männlichkeit aber nicht tun, z.B. Horak 1995). Das wäre aus meiner Sicht als eine Art „*feministischer Sekundäranalyse*“ vorhandenen empirischen und theoretischen Materials zu sehen.

Interessant ist daher auch, in welchen herrschenden Zugriffsweisen mit diversen Geschlechteraspekten zwar „hantiert“ wird, diese aber nicht explizit als solche thematisiert werden. Ob man es nun will oder nicht, Geschlecht ist eben nicht wirklich „externalisierbar“, es ist in Institutionen und ihre theoretische Reflexion tief eingelassen. Allerdings „(bleiben) Tatsachen ohne eine Theorie stumm (...)“, wie der aus Österreich stammende konservative Ökonom, Vater des ökonomischen Neo-Liberalismus, F. A. Hayek in anderem Zusammenhang treffend festgestellt hat⁴. Auf unseren Kontext bezogen bedeutet diese Einsicht, dass erst mit dem Instrumentarium feministisch-theoretischer Geschlechterforschung die einfach im historischen und analytischen Material verstreuten Geschlechtertatsachen auch wirklich „sprechen“ lernen können/werden.

1.3. *Inhaltliche Struktur* der Vorlesung:

Beabsichtigt ist im Rahmen dieser Vorlesung feministische Kritik an der *symbolischen Ordnung* sowie am *heimlichen Paradigma* "Männlichkeit", aber auch an der *politischen Struktur* "Männlichkeit". In der Politikwissenschaft werden - wie in vielen anderen Sozialwissenschaften auch - Männer und Männlichkeiten immer nur *implizit* gestreift, obwohl sie in der politischen Wirklichkeit aber überaus *zentral* positioniert sind⁵. Die *Benennung* als Männer und Männlichkeiten macht diese *sichtbar*, anerkennt sie als relevanten Teil des gesellschaftlichen und politischen Machtkontexts und leistet ein Stück Dekonstruktion männlicher Machtverhältnisse. Erst durch *Explizit*machen von Männern und Männlichkeiten können sie nämlich auch in Diskursen "dezentriert" werden. Männer und Männlichkeiten in ihren kategorialen Bedeutungen scheinen in den männlich figurierten Sozialwissenschaften ebenso wie im männlich dominierten Alltagsleben so selbstverständlich, klar und unproblematisch, daß sie daher in der Regel auch implizit, also *untheoretisiert* verbleiben. Auch politikwissenschaftlicher Sachverstand bedient sich offensichtlich alltäglichen, männlich-ideologisierten Vor- oder gar Un-Verständnisses.

⁴Hayek, zit.n. Keegan 1995: 25.

⁵Vgl. Hearn/Collinson 1994: 97.

Implizite Männlichkeit schließt immer *Ent-Geschlechtlichung* ein,

- indem etwa die Situation von Frauen nicht als besondere bedacht und das Männliche auch begrifflich totalisiert wird (vgl. etwa Max Webers Idee vom Anteil der "protestantischen Ethik" am "Geist des Kapitalismus", Karl Marx' Klassen- und Ausbeutungsbegrifflichkeiten oder Emile Durkheims Analysen zu Ritual und Anomie),
- indem Kollektivbegriffe benutzt werden, wo eigentlich nur von Männern die Rede sein sollte, weil nur sie dominieren (z.B. Gesellschaft, Arbeiterklasse, Organisation),
- oder indem Konzepte im Sinne der Marginalisierung oder des Ausschlusses von Frauen aus der öffentlichen Sphäre gefasst werden, bestimmte Tätigkeiten daher als Beziehungs- oder Liebesarbeit implizit weiblich *ver-geschlechtlicht* und als Erwerbsarbeit implizit männlich *ent-geschlechtlicht* erscheinen.

Explizite Männlichkeit wird in den Sozialwissenschaften thematisiert

- z.B. in demographischen Daten, in amtlichen Statistiken, in denen sie begrifflich zumeist auf Männlichkeit in einem biologisch-physischen Sinne bezogen bleibt, deren Eindeutigkeit allerdings umstritten ist;
- in manchen Texten, die sich zwar dem Namen nach auf Männer beziehen (z.B. in der englischsprachigen Organisations- und Managementforschung), ohne aber auch substantiell ihre soziale Konstruiertheit zu bedenken; umgekehrt sprechen sie dann aber von Managern oder Arbeitern, die sie genauso gut direkt als Männer ansprechen könnten, weil es sich in der Realität doch fast nur um Männer handelt;
- nur ausnahmsweise im Sinne ihrer sozialen Konstituiertheit (z.B. Männer als soziale Gruppe).

Jeff Hearn und David L. Collinson sehen nun in der Explikation von Männern und Männlichkeit erhebliche methodologische Vorteile:

"(T)he (explicit) invoking of formerly implicit social categories brings a double challenge to the analyst: On one hand, there is the possibility of objectifying and fixing those categories, so obscuring the analysis of lived experiences; on the other, there is the possibility of deconstructing those categories, thus transcending them, historically and conceptually, and obscuring lived experiences in a different way." (ebd.: 102)

Diese Durchdringung von Kategorien kann dann aber auch politische Resonanz bei Betroffenen zeitigen, die immer nur *durch andere* kategorisiert werden: Sie kann nämlich eine durchaus "paradoxe Basis" abgeben für *eigenes* politisches Handeln oder für *eigene* politische Organisation⁶.

1.4. *Moderne Männlichkeit: soziales und politisches Artefakt*

Mittlerweile sollte es doch schon zum Grundstock politikwissenschaftlichen Arbeitens gehören, Geschlecht als *analytische* Kategorie zu verstehen und zu gebrauchen. Weil Geschlecht keine natürlich-ontologische Kategorie abgibt, sondern auch als sozial und politisch bestimmbar anzusehen ist⁷, beruht nicht nur Weiblichkeit, sondern auch Männlichkeit auf *gesellschaftlichen* und *politischen* Bauweisen. Festlegende Geschlechtsidentitäten, das restriktive Bild der Zweigeschlechtlichkeit, das heterosexuelle Zwangssystem oder die hierarchische Organisation von Geschlechterverhältnissen werden mehr durch gesellschaftliche und politische Mechanismen als durch biologische *Natürlichkeiten* gestaltet und aufrechterhalten⁸. Die Konstruktion des Geschlechts findet in der alltäglichen gesellschaftlichen Praxis statt⁹. Diese theoretisch-konzeptuellen Festlegungen akzentuieren gleichzeitig auch die fundamentale soziale und politische Beschaffenheit aller auf Geschlecht beruhender Unterscheidungen¹⁰. Die "körperliche Grundierung des Geschlechts" ist mithin jedenfalls längst "frag-würdig" geworden, zumal ja Geschlecht und Geschlechterdifferenzen nicht unwesentlich diskursiv konstituiert erscheinen¹¹.

Geschlecht ist aber auch einer jener zentralen Modi, in denen gesellschaftliche und politische Praxis selbst gestaltet wird. Daher also stellt die - als ideologisches Konstrukt zu deutende - dichotome Sicht der Geschlechter ein tiefgreifendes *gesellschaftliches Ordnungsprogramm*

⁶ Als Beispiel führen Hearn und Collinson Homosexuelle an (vgl. Hearn/Collinson 1994: 102).

⁷ vgl. Frevert 1995: 13f.

⁸ Vgl. auch Becker-Schmidt/Knapp 1987; Hagemann-White 1984 und 1988; Lorber/Farrell 1991.

⁹ Vgl. Frevert 1995: 13.

¹⁰ Vgl. Becker-Schmidt/Knapp 1995.

¹¹ Vgl. Frevert 1995: 14; Connell 1995: 3 und 5.

dar¹². Männlichkeit und Weiblichkeit bezeichnen historisch variable, kultur- und klassenspezifische Konfigurationen kollektiver geschlechtlicher Praktiken. Männlichkeit existiert niemals aus sich und für sich allein, sondern setzt immer ein "soziales Fundament" voraus¹³ und zieht zudem seinen sozialen und politischen Bedeutungsgehalt aus dem *konstruierten* Gegensatz zur Weiblichkeit¹⁴. Jedes singuläre Symbol wird immer aus seiner Relation zur symbolischen Ordnung gedeutet. Auch Männlichkeit ist nur ein Aspekt einer umfassenderen Struktur und versteht sich letztlich allein aus dem *System* von Geschlechterbeziehungen¹⁵.

In allen Gesellschaften erfolgen Geschlechtszuschreibungen zwar auf Grund kultureller Praktiken, aber interessanterweise verfügen nicht alle Gesellschaften auch über *elaborierte* Männlichkeitskonzepte. Gesellschaften ohne bi-polarisierte Geschlechtscharaktere kennen daher auch kein Männlichkeitskonzept im Sinne westlich-industriell geformter Vorstellungs- und Lebenswelten¹⁶. Die Konstruktion moderner Männlichkeit ist engstens verknüpft mit der am Ende des 18. Jahrhunderts sich neu herausbildenden *Bürgerlichen* Gesellschaft¹⁷. In dieser korrelierten in auffällig systematischer Weise Bilder überhöhter Männlichkeit mit solchen abgewerteter Weiblichkeit¹⁸. *Krisen der Männlichkeit* im Sinne des Erodierens unhinterfragter Akzeptanz solcher Überhöhung wurden bezeichnenderweise auch nur für *Bürgerliche* Gesellschaften ab der Moderne konstatiert¹⁹.

Auch wenn neuerdings angesichts nicht zu übersehender politischer, sozialer und ökonomischer Krisentrends gerne wieder *archetypische* Männerbilder bemüht werden (vgl. Bly 1990)²⁰, ist das Konstrukt Männlichkeit realhistorisch ein eigentlich relativ junges

¹² Vgl. auch Kühne 1996: 11.

¹³ Vgl. Frevert 1995: 29.

¹⁴ Vgl. Mosse 1996: 8.

¹⁵ Vgl. Connell 1995: 67ff.; Kühne 1996: 11.

¹⁶ Vgl. Connell 1995: 67f.

¹⁷ Vgl. Mosse 1996: 17.

¹⁸ Vgl. Hausen 1976.

¹⁹ Vgl. Badinter 1993; Frevert 1995; Kühne 1996; Mosse 1996.

²⁰ Vielfältige *spirituelle* Männlichkeitsbeschwörungen, die vor allem auf Ideen C.G. Jungs zurückgehen (vgl.

Phänomen. Es ist nicht nur erst wenige hundert Jahre alt²¹, sondern zudem an einem historisch überaus bemerkenswerten Kulminationspunkt westlich-moderner Gesellschaftsentwicklung aufgekommen. Homogenisierung individueller Männer (aber auch Frauen) zu *Typen* ereignete sich nämlich erst im Zuge des Überganges von feudalen, traditionell-ständischen Vergemeinschaftungen zu modernen Gesellschaften²². Stereotypen

Connell 1995: 12ff.), inspirieren insbesondere seit Ende der achtziger Jahre Männer, in ihre Psyche *hineinzutauchen*, um so wieder an archetypische Männlichkeitsmuster anzuschließen, von denen sie - durch vermeintliche weibliche List - abgetrennt worden sind. Die Frauenbewegungen der sechziger und siebziger Jahre werden für diesen Akt der *Gewalt gegen Männer* verantwortlich gemacht. Sie seien es gewesen, die die intensiviertere Suche von Männern nach Möglichkeiten *spirituellen* Wachstums geradezu herausgefordert hätten. Entfaltung von Männlichkeit sei eben nur im *wilden* Mann zu verwirklichen, den aber Feministinnen zu *zähmen* trachten (Clatterbaugh 1990: 85ff. bietet in seiner Systematik des Spektrums von Männlichkeitstheorien einen knappen Überblick auch über diese Variante; vgl. ebenso Connell 1995: 12ff., 207ff.).

²¹ Vgl. Connell 1995: 68.

²² Im späten 18. Jahrhundert änderten Idee und Bild der Männlichkeit ihre Ausrichtung. Ute Frevert hat dies anhand von Konversationslexika der Neuzeit begriffshistorisch rekonstruiert. Sie zeigt, wie Männlichkeit von einer zunächst nur "sozialen Figuration" (vgl. Amt-Mann, Dienst-Mann, Lehens-Mann usw.) in eine auch "moralische" Bedeutung (Moral im Sinne einer sittlich-gesellschaftlichen Instanz, vgl. Ehe-Mann, Kriegs-Mann, Schul-Mann, Kauf-Mann, Handwerks-Mann) und schließlich in eine nur als "Substanz" dingfest gemachte Bestimmung (vgl. das Wesen des "männlichen" Geschlechtscharakters) übergeht (vgl. Frevert 1995: 13ff.).

Ein *Bruch* zu früheren Männlichkeitsvorstellungen fand aber, wie auch George L. Mosse zeigt, trotz aller Veränderungen nicht statt. Vielmehr überdauerten zahlreiche der früheren Männlichkeitsideale und schoben sich in die in anderen sozialen Kontexten neu gewichteten und anders konturierten Fassungen von Männlichkeit. Seither sind also immer "verschiedene Versionen von Männlichkeit auf dem Markt" (Frevert 1995: 34).

Mittelalterliche, ritterliche Ideale behaupteten sich jedenfalls sehr lange. Diese älteren Männlichkeitsideale waren in hohem Maße am Ethos kriegerischer Tätigkeit ausgerichtet. Ritterliche Ehre hing an Ansehen und Würde des Individuums. Vor allem Mut und Kaltblütigkeit zählten im Kriegsgeschäft und generierten daher auch wesentlich den männlichen Ehrbegriff. Ritterlichkeit und Männlichkeit wurden lange - selbst noch bei Edmund Burke - gleichgesetzt (vgl. Mosse 1996: 18). Die Idealisierung von Ritterlichkeit war aber erst, wie Mosse zu zeigen versucht, durch die Realität der verfallenden Feudalgesellschaft geschaffen worden. "Ritterlichkeit" wurde zum Mittel der Mäßigung männlicher Roheit und entwickelte sich zum Ehrencode des Adels (vgl. ebd.).

Der Ehrbegriff der höfischen Gesellschaft war vorwiegend an Abstammung und Geschlechterlinie festgemacht. Aber auch hier schloß das Konzept der Ehre ein Männlichkeitsideal ein. Durch die Wertsetzungen der höfischen Gesellschaft hatte schon seit dem 16. Jahrhundert über Ritualisierung kriegerischen Tuns von Männern (in Turnieren und Duellen) eine sukzessive "Verfeinerung" männlicher Verhaltensregeln stattgefunden. Das Ideal der Männlichkeit wurde "mäßiger", seine Merkmale wandelten sich, etliche Gewaltmerkmale wurden von ihm abgestreift und in neue moralische Imperative eingebunden (vgl. ebd.: 19). Starke Regenten hatten ja schon seit

existierten in früheren historischen Perioden gar nicht, sie entstanden mit der Moderne und der allgemeinen Suche nach Symbolen, die im Zuge rasanten gesellschaftlichen Wandels die nunmehr abstrakte Welt konkret vermitteln sollten²³:

"Stereotyping meant giving to each man all the attributes of the group to which he was said to belong. All men were supposed to conform to an ideal masculinity." (ebd.: 6)

Stereotypen sollten nun Bestimmtes visualisieren, im Grunde Unsichtbares oder gar Unwirkliches "veröffentlichen". Genau das macht ihre eminent soziale und politische Bedeutung aus (vgl. ebd.: 6f.).

Präzise lässt sich der historische Zeitpunkt der Entstehung des Ideals moderner Männlichkeit natürlich nicht bestimmen. Im Allgemeinen wird hierfür ziemlich einhellig aber der Zeitraum ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Übergang zum 19. Jahrhundert angeführt²⁴. Zur selben Zeit, als beispielsweise nationale Flaggen oder die jakobinische Kokarde zu mächtigen Symbolträgern wurden, sollte auch der männliche Körper kraft seiner politischen Imaginierung symbolische Bedeutung transportieren²⁵. Neu war damals aber auch, dass nunmehr eine *Ästhetik* der Männlichkeit propagiert wurde, was grundlegend war zur Formung eines maskulinen Stereotyps, das wesentlich auf visuellen Wahrnehmungsmöglichkeiten beruht (vgl. ebd.: 19).

Damals wurde aber keineswegs eine bloß horizontale Polarisierung zwischen zwei "Geschlechtscharakteren" als tragendes Element in die Strukturen politischen Denkens eingezogen, vielmehr wurde eine *hierarchisiert* polarisierte Geschlechterordnung ideologisch-

längerer Zeit begonnen, Gewalt zu begrenzen und sie in ihren Händen zu monopolisieren (vgl. ebd.: 17).

Das traditionelle Männlichkeitsbild wurde also *gezähmt* und auf die Institution Ehe, also Ehe als patriarchale Lebensform, hin transformiert (vgl. Frevert 1995: 28; Mosse 1996: 19): "Rohe", bloß "gewalttätige" Imaginierung von Männlichkeit wurde von einem auch "väterlich-schützenden" Männlichkeitsbild überlagert. Das kämpferisch-militärische Männlichkeitsideal konkurrierte also fortan - was ja bis in die Gegenwart konstatierbar ist - mit der neuen "christlichen Begriffsprägung" von Männlichkeit (vgl. Frevert 1995: 34).

²³Vgl. Mosse 1996: 5.

²⁴ So etwa Connell 1995: 68, aber auch Frevert 1995: 25ff.; Mosse 1996: 5 oder Kühne 1996: 9.

²⁵ Vgl. Mosse 1996: 5.

programmatisch in das Balkenwerk der *Bürgerlichen* Gesellschaft eingebaut: Es wurde also nicht nur simpel zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit dichotomisiert, sondern Männlichkeit wurde im Kontrast zu Weiblichkeit obendrein *positiv* stereotypisiert, sollte sie doch als weiterer kräftiger Antrieb für die Arrangements neuer Nationen und moderner Gesellschaften fungieren²⁶. Die *Bürgerliche* Gesellschaft beruht also wesentlich auf *sexistischen* Baugesetzen. Und alle ihre Weiterungen konservierten jedenfalls ihre *einseitig* geschlechtliche Fundierung, wenn sie sie nicht sogar noch weiter ausbauten oder verdichteten. Auch der Nationalismus als politische Bewegung des 19. und 20. Jahrhunderts entstand nicht nur *zeitgleich* mit dem politischen Konstrukt moderner Männlichkeit, er *inkorporierte* zudem noch diesen neuen Maskulinismus als zusätzlichen ideologischen Impetus.

Trotz massiven strukturellen Wandels neuzeitlicher Gesellschaften blieb interessanterweise im Grunde das *Urbild* moderner Männlichkeit seit seinem Aufkommen weitgehend intakt. Das Männlichkeitsideal erfuhr im Großen und Ganzen seither keine dramatischen Transformationen²⁷. Der maskuline Stereotyp scheint offenbar - trotz seiner prinzipiellen gesellschaftlichen Konstituiertheit - relativ *unabhängig* von Modifikationen ökonomischer, sozialer und politischer Konstellationen *Bürgerlicher* Gesellschaften. Dagegen aber scheint das ideologische Konstrukt Männlichkeit viel deutlicher angewiesen auf einen genau festgelegten *moralischen* Überbau der Gesellschaft: auf einen männlich-moralischen Imperativ sowie auf maskulin-normative Standards in Erscheinungsformen und Verhaltensmustern. Das moderne Männlichkeitskonstrukt gerät daher erst dann ins Schlingern, wenn das zugrundeliegende traditionelle Wertesystem der Mittelklassen gefährdet scheint (vgl. ebd.: 8).

Wie also leicht nachzuvollziehen ist, sind Männlichkeits- und Individualitätskonzepte erst im Kontext kapitalistischer Industrialisierung und Formierung *Bürgerlicher* Gesellschaften im modernen Sinne entstanden. *Bauelemente* dieser modernen Männlichkeit existierten selbstverständlich schon vorher, aber sie wurden in dieser Periode systematisiert und zu einem Stereotyp geformt (vgl. ebd.: 5). Politisch konstruierte Männlichkeit konnte aber mit der ebenfalls in der Ära der Neuzeit neu geschaffenen Figur des *autonomen Individuums* nur beschränkt koexistieren. Obwohl das maskuline Stereotyp offenbar relativ unabhängig von

²⁶ Vgl. Hausen 1976; Laqueur 1992; Frevert 1995: 13f.; Mosse 1996: 6.

²⁷ Vgl. Mosse 1996: 3f.

politischen und ideologischen Hintergrundkonstellationen zu existieren scheint, beschränkt es auf Grund der Tatsache, dass es eben ein *stereotypes* Geschlechtsrollenkorsett darstellt, notwendigerweise individuelle Freiheiten und Freizügigkeiten in der Gestaltung (vgl. ebd.: 8). Nur durch symbolische und rechtliche Ineinssetzung von Männlichkeit und Individuum konnte dieses Paradox, wenn schon nicht behoben, so doch wenigstens verschleiert werden²⁸.

Konzepte moderner Männlichkeit stehen für *eingeschlechtliche* Sicht menschlichen Wesens und menschlichen Handelns. Daraus ergibt sich dann die eingeschlechtliche Sicht der Welt überhaupt. Die Instrumentalisierbarkeit *idealer* Männlichkeit zum Zwecke der Reduktion neuer gesellschaftlicher Komplexitäten sowie im Sinne ideologischer Standardisierung moderner Gesellschaften ist nicht zu übersehen, kann sie doch soziale oder andere Trennlinien unter Männern dem (ersten) Blick scheinbar entziehen.

Aber woher stammen diese Ideen und Bilder moderner Männlichkeit eigentlich? Bemerkenswerterweise determinierten sie nicht nur, wie oft angenommen wird, sondern wurden vielmehr selbst geschaffen durch Moral- und Verhaltenscodes gesellschaftlicher Mittelklassen. Das aus Mittelschichtverhältnissen gespeiste Männlichkeitsverständnis erwies sich wegen seiner normativen Effekte spezifischen Formierungsbedürfnissen damaliger westlich-europäischer Gesellschaften überaus dienlich.

Mittelklassestandards in puncto Männlichkeit diffundierten in der Folge sowohl in Lebenssphären des Adels wie auch in jene der arbeitenden Klassen der Bevölkerung. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war dann dieses Männlichkeitsideal so weit verbreitet und so tief verwurzelt, dass jede westeuropäische soziale oder politische Bewegung - ob sie mochte oder nicht - es als bestimmendes Orientierungs- und Ordnungsmuster hinzunehmen hatte²⁹. Das Stereotyp moderner Männlichkeit stellte zuletzt ein so "perfektes Konstrukt" dar, das Körper und Seelen von Männern, also "äußere" Erscheinungen und "innere" Tugenden (wie z.B. Willenskraft, Ehre, Mut), als "harmonisches Ganzes" zu standardisieren vermochte, so dass Männlichkeit scheinbar für jeden und auf einen ersten und raschen Blick hin verstehbar und bewertbar wurde (vgl. ebd.).

²⁸ Vgl. Gerhard 1990.

²⁹ Vgl. Mosse 1996: 5).

Warum diese Stereotypisierung von Männlichkeit damals so eminent wichtig war, lässt sich aus der historischen Rekonstruktion politischer Subjektwerdung gewinnen: Spätestens im 19. Jahrhundert erfolgte nämlich auch eine *Politisierung* des Begriffs Geschlecht, indem es "explizit zum staatswissenschaftlichen Ordnungsbegriff (wird), der über politische Partizipationschancen und -rechte entscheidet" (Frevert 1995: 59). Geschlecht wurde also letztlich - neben *nationalem* Status und Alter - zum "Kriterium, nach dem politische Rechte vergeben oder versagt werden" (ebd.).

In der Genese des neuzeitlichen Staates hatte Waffenfähigkeit politische Subjektfähigkeit hervorgebracht. Mit politischer Inklusion von Männern war auch politische Exklusion von Frauen fixiert worden. Militär und Wehrpflicht waren daher auffallende politische Innovationen des 19. Jahrhunderts. Idealisierung männlicher Waffenfähigkeit ist damals politisch unumgänglich geworden: Bis dahin war Militärdienst in der Bevölkerung ja eher als etwas betrachtet worden, das familiäre Ökonomien und Arbeitszusammenhänge bloß störte, wurden ihnen doch wichtige Arbeitskräfte entzogen. Also musste Militärdienst politisch aufgewertet und "unkriegerischer Habitus der Zivilisten" dementsprechend abgewertet werden (vgl. Frevert 1996: 81). Die Wehrpflicht der Männer leitete eine neue Phase "männlicher Vergemeinschaftung" ein: Das Militär vermittelte sich als Institution, der Männer nur angehörten, weil sie Männer waren. Unterschiede zwischen Männern schienen im Medium Militär obsolet zu werden, nicht so aber Unterschiede zu Frauen, diese wurden nun erst politikentscheidend. Im Militär fand - für alle öffentlich sichtbar - die Initiation zum Mann statt. Zudem löste das Militär Männer aus ihren privaten, nämlich familiären und sozialen Beziehungen und integrierte sie in ein "neues, vollkommen abstraktes Referenzsystem" (ebd.: 82): Vaterland, Nation und Staat bildeten nun den wesentlichen Bezugspunkt junger Männer. Das Militär machte also den Rekruten nicht nur zum Mann, sondern vor allem auch zum Staatsbürger (vgl. ebd.: 83). Politische und militärische Fähigkeiten wurden tendenziell kongruent, was Frauen keine politischen Chancen ließ. Das nationalsozialistische Regime perfektionierte schließlich dieses *politisierte Modell des Mannes*, der als Soldat und Staatsbürger Nation und Volksgemeinschaft nicht nur zuverlässig ergeben sein sollte, sondern sie letztlich auch *verkörperte* (vgl. ebd.). Biologischer und politischer Körper des Mannes wurden also in eins gesetzt.

Ideologische Standardisierung von Männlichkeit war und ist also unabdingbare Voraussetzung für vor allem neuzeitliche - modern patriarchale - gesellschaftliche Organisationsweisen. Als Patriarchate sind jene sozialen und politischen Ordnungen zu kennzeichnen, in denen solcherart geprägte Männlichkeit fortdauern kann (vgl. Clatterbough 1990: 10). Ohne diese besondere Art der *Vergesellschaftung* von Männlichkeit würde es der - empirisch nach wie vor leicht festzustellenden - patriarchalen Stabilität und Kontinuität an Fundierung mangeln. Männlichkeit reflektiert immer traditionelle gesellschaftliche Werte, sie bildet eine konservative Kraft, die traditionelle gesellschaftliche Standards nicht nur reflektiert, sondern diese auch aufrechterhält. Von Männlichkeit wird daher in besonderem Maße auch Schutz herrschender Ordnungen gegenüber allen Verführungen der Modernität erwartet (vgl. Mosse 1996: 3 und 8). Darin gründet sich die besonders starke politisch-ideologische Affinität von Maskulinität und politisch rechten Bewegungen, was freilich nicht automatisch maskulinistische Abstinenz im linken Spektrum politischer Bewegungen unterstellen kann.

Das Konzept moderner Männlichkeit war als Ideologie zwar konkret und bestimmt genug, um ein kohärentes patriarchales System auch unter modernen gesellschaftlichen Verhältnissen zu untermauern. Reale Männlichkeit ist aber weder ein konsistentes Phänomen, noch sind universelle Wahrheiten über Männlichkeit vertretbar. Es lässt sich auch keine *Universalgeschichte* der Männlichkeit schreiben, auch wenn Männlichkeit unzweifelhaft globale und ewige Dimensionen zu haben scheint.

Männlichkeit nimmt im herrschenden Muster der Geschlechterverhältnisse unbestreitbar eine *hegemoniale* Position ein - ganz im Sinne des Hegemonialkonzepts von Antonio Gramsci (vgl. Connell 1995: 76). Gramscis Analyse der Klassenverhältnisse schließt - überhaupt nicht konform zum marxistischen Mainstream - auch eine Analyse des Ringens um kulturelle Hegemonie in einer Gesellschaft mit ein. Connell leitet aus dieser Idee sein Konzept "hegemonialer Männlichkeit" ab und definiert sie als jene Konfiguration sozialer Geschlechterpraxis, die die gegenwärtig angemessene und akzeptierte Legitimationsform patriarchaler Herrschaft abgibt (vgl. ebd.: 76f.).

Das heißt selbstverständlich nicht, dass alle für uns erkennbaren Vertreter männlichen Geschlechtes auch tatsächlich an der institutionellen Macht "hegemonialer Männlichkeit"

(ebd.) unmittelbar teilhaben können. Zwischen idealisierter sowie institutionalisierter Männlichkeit und realer institutioneller Macht von Männern klafft in der gesellschaftlichen Praxis eine beträchtliche Lücke.

Die alltägliche und dauerhafte Überwindung des Spagats zwischen realer und imaginiertes Männlichkeit macht den Kern aller patriarchalen Politik aus: Die Spitzenpositionen in Wirtschaft, Militär und Politik vermitteln eine überzeugende *korporative* Inszenierung von Männlichkeit: Sie nähren beim individuellen Mann die Illusion von der Möglichkeit tatsächlichen Abschöpfens einer materiellen und/oder ideellen *Patriarchatsdividende* (in Form von Ehre, Prestige, Befehlsgewalt, durchschnittlich höheren Männereinkommen, Eigentumsverteilung, Machtpositionen in der Politik). Warten auf männlichen Hoffnungsgewinn produziert und speist eine Ideologie, die wir als eine Art *Volksaktie* der Männlichkeit bezeichnen können, die in der gesellschaftlichen Realität jedenfalls extrem ungleich eingelöst wird, dennoch aber die Kontinuität patriarchaler Herrschaft legitimatorisch sichert. Ganz ähnlich also zur sogenannten Volksaktie, die ja auch die herrschende Eigentumsordnung unangreifbar machen sollte, indem sie die Illusion von der Möglichkeit *breiten* Volkseigentums popularisierte.

Männlichkeit ist aber niemals gleich Männlichkeit. Homosexuelle Männlichkeit etwa ist stigmatisiert, bleibt heterosexueller Männlichkeit untergeordnet und bleibt folglich auch von "hegemonialer Männlichkeit" ausgegrenzt. "Hegemoniale Männlichkeit" impliziert also keineswegs bloß Unterwerfung von Frauen, sie beinhaltet auch eine äußerst fein abgestimmte soziale Hierarchisierung unter Männern selbst. Korrekterweise haben wir darum von "multiplen *Männlichkeiten*" zu sprechen, wie es Connell zurecht vorschlägt (vgl. Connell 1995: 76). Auch Jeff Hearn geht in seinen Analysen von einer *Diversität* der Männlichkeiten und einer Vielfalt von Patriarchaten aus, die simultan, überlagert, kohärent oder widersprechend agieren. Hearn bezieht unterschiedliche soziale Kontexte von Männern in seine Konzeptualisierung ein und betont, daß keinesfalls nur Frauen von Männern dominiert würden, sondern daß gewisse "privilegierte" Männer (und hier nennt er demonstrativ nichtbehinderte, heterosexuelle, der Mittel- oder Oberschicht angehörige, weiße, ältere Männer oder Männer mittleren Alters) auch über Männer herrschen und diese in der öffentlichen Sphäre benachteiligen (vgl. Hearn 1992: 4f.; Hearn/Collinson 1994: 108ff.).

Professionelle, institutionalisierte Politik, wie wir sie alltäglich um uns herum erfahren, ist selbst ohne genaueres Hinsehen zweifelsfrei *Männerpolitik*, d.h. Politik von sowohl numerisch wie auch wertemäßig dominierenden Männern. Etwas abgemilderter, aber im Prinzip nicht anders ist es in den weicheren, informelleren Politikspären: In diesen gibt es zwar tendenziell höhere Frauenanteile, aber auch hier ist zahlen- und wertemäßige Männlichkeit, wie Maskulinität in seinem Kern zu definieren wäre, keineswegs passé³⁰. Maskulinität bezeichnet also nicht bloße Männlichkeit in einem biologisch-physischen Sinne, sondern schließt immer auch alle ideologisch verstärkten, künstlich hochgetriebenen Erscheinungsformen von Männlichkeit sowie soziale und politische Männlichkeitssysteme mit ein.

Männlichkeitspolitik würde im Unterschied zu *Männerpolitik* Fragen männlicher Geschlechterpolitik thematisieren, d.h. sie spräche die Position von Männern in patriarchalen Geschlechterordnungen an (vgl. Connell 1995: 204ff.). Eine solche gibt es de facto in unseren Breiten aber nicht. Männliches Politikinteresse berührt hier niemals dezidiert persönliches Leben von Männern oder männliche Identitäten in der patriarchalen Herrschaftsformation. Und selbst wenn es Ansätze dazu gäbe, wäre eine solche Männlichkeitspolitik immer auch mit der Hypothek eines spezifisch männlichen Gesamtinteresses an Politik belastet, nämlich mit dem Problem der Aufrechterhaltung der ungerechten, weil Männer privilegierenden gesellschaftlichen Macht- und Ressourcenordnung (vgl. Hearn 1992: 5f.; Connell 1995: 82f.).

Für politikwissenschaftliche Erkenntnisarbeit ist also das Artefakt moderner Männlichkeit in zweierlei Hinsicht anerkennenswert, gilt es doch, Männlichkeit sowohl als *Grammatik* wie auch als *Zeichensprache* der Politik dingfest zu machen.

Wissenschaftliche Theorien über Männlichkeit

³⁰ An zahlreichen sozialen Bewegungen wurde immer wieder aufgezeigt, daß hier das aktive Frauensegment relativ größer ist als in formalisierten Politikspären. Betrachtet man jedoch das *informelle* Politikfeld genauer, so fungieren auch hier männliche Aktivitätsmuster tendenziell als Norm politischen Handelns und ist die maskuline Wertaufladung des Handlungsfeldes und Bewegungsmusters nicht zu übersehen: *Greenpeace* ist eine Organisation, die sich aus der - durchaus auch stark weiblich geprägten - Umweltbewegung konstituiert hat, aufgrund der *arkanen* Tendenz ihres Tuns aber an maskulinen Erscheinungs- und Politikmustern fixiert bleibt.

In den letzten fünf Jahren entwickelte sich Männlichkeit zu einem populären Thema. Mediale Aufmerksamkeit gewinnen aber vor allem solche thematische Bearbeitungen ("best-selling pop psychology"³¹), die die Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte ignorieren. Die publizistische Explosion hat von neuem obsoletere Ideen über natürliche Differenzen und wahre Männlichkeit offenbart. Sie hat zudem ein Schild geboten für eine neo-konservative Kampagne, um selbst beschränkte Antidiskriminierungs-Fortschritte der beiden letzten Dekaden für Frauen und schwule Männer rückgängig zu machen (IX).

Ein Problem in der wissenschaftlichen Bearbeitung von Männlichkeit besteht freilich darin, dass wir bislang eigentlich über vor allem nur "rivalisierendes Wissen" (vgl. Connell 1995: 3) verfügten. Die Begriffe "männlich" und "weiblich" zählen zu den verwirrendsten Konzepten in der Wissenschaft (vgl. die nur zu bekannte männliche "Ratlosigkeit" Sigmund Freuds: die Psyche des Weibes als "Rätsel").

Im Alltag freilich lässt die Sprache vom "Männlichen" und "Weiblichen" scheinbar wenig Zweifel aufkommen. Ein großer Teil unseres Sprechens und Handelns beruht geradezu auf diesem Gegensatz. Jede wissenschaftlich-logische Überprüfung dieser Begriffe ergibt aber erhebliche Schwierigkeiten (Connell 1995: 3).

R. W. Connell nimmt an, dass die Ursachen für diese Schwierigkeiten im Wesen des Geschlechts selbst liegen, das sich historisch wandelt und politisch befrachtet ist. Das Alltagsleben sieht er als eine Arena der Geschlechterpolitik, aus der es keine Fluchtmöglichkeit gibt (ebd.).

Geschlechterbegriffe sind auch deshalb belastet, weil die Bezugnahme auf Geschlecht durch konfligierende Diskurse und Wissenssysteme beansprucht wird (ebd.).

Das "Common-sense"-Wissen geht davon aus, dass Männer und Frauen *verschieden* handeln, und dass sie *verschieden* handeln, weil sie *verschieden* sind (Connell 1995: 4). Auf der Basis psychologischen Wissens wird jedoch Kritik an der im Alltag angenommenen und praktizierten *Polarität* geübt.

³¹ R.W.Connell, *Masculinities*, Cambridge 1995, S. IX.

In der individuellen therapeutischen Beratung, in Gruppenworkshops, in der aktuellen Männerbewegung wird jedoch beansprucht, Wissen jenseits von Wissenschaft und common sense mobilisieren zu können, ein "intuitives" Wissen der "tiefen Männlichkeit" (Connell 1995: 4). Das macht m.E. die metaphysische Dimension der neuen, spirituellen Männerbewegung aus.

In der Frage der Geschlechter*differenzen* beruft man sich wiederum gerne auf vermeintlich biologisches Wissen: Behauptungen zu Körper- und Verhaltensdifferenzen, zu fiktivem Geschlecht, zu hormonellen Unterschieden, zu genetischer Kodierung werden en masse - auch medial, hier vor allem unkontroversiell - kolportiert (Connell 1995: 4 f.).

In den Human- und Sozialwissenschaften dagegen ist von "Geschlechterrollen", "Geschlechterbeziehungen sowie Männlichkeit und Weiblichkeit als "soziale Konstruktionen" bzw. "Konstituierung im Diskurs" die Rede (Connell 1995: 5).

Theologisches Wissen impliziert wiederum, dass die Geschlechterordnung durch Gott geschaffen wurde und dass an ihr daher auch nicht gerührt werden darf (ebd.). Im Gegensatz dazu steht dann etwa der Standpunkt eines "erdverbundenen Arbeiterklassen-Hedonismus" (ebd.).

Unser Alltagswissen um Geschlecht ist also Gegenstand konflingierender Wissens-, Erklärungs- und Werturteilsansprüche. Alle Wissensformen sind verknüpft mit speziellen sozialen Praktiken. Das gilt ganz allgemein für Wissen, auch wenn intellektuelle Debatten oftmals so geführt werden, als ob Ideen vom Himmel fallen würden. Die Wissenssoziologie hat gezeigt, wie große Weltansichten auf Interessen und Erfahrungen großer Sozialgruppen beruhen. Auch dem naturwissenschaftlichen Wissen unterliegen gesellschaftliche Verhältnisse (ebd.). Neue Wissenschaften (Medizin, Kriminologie, Sexologie) sind verbunden mit neuen Institutionen und neuen Formen sozialer Kontrolle (Kliniken, Gefängnisse, Fabriken, Psychotherapie) (vgl. Michel Foucaults Forschungen zum "Macht-Wissen") (ebd.). Die konflingierenden Wissensformen über Geschlecht entsprechen also der Präsenz differenter sozialer und politischer Praktiken, Geschlecht zu thematisieren.

Um die alltäglichen und wissenschaftlichen Zugänge zur Männlichkeit verstehen zu können, dürfen wir nicht auf der Ebene bloßer Ideen verharren, wir müssen auch ihre praktischen Grundlagen betrachten (vgl. ebd.).

Das Common-Sense-Wissen um Geschlecht ist keineswegs festgeschrieben. Es ist vielmehr der "harte, festbleibende Kern" sich wandelnder Praktiken, durch die im Alltagsleben Geschlecht "getan", "vervollständigt", "angepasst" ("accomplished") wird. Ethnomethodologische Forschung etwa versucht, diesen Praktiken nachzuspüren (Connell 1995: 6).

Das Wissen Sigmund Freuds (oder anderer Psychologen und Psychotherapeuten) um Geschlecht ist mit einer professionellen, nämlich der psychotherapeutischen Praxis verknüpft (ebd.).

Das Wissen sozialwissenschaftlicher "Konstruktivisten" hat eine doppelte Genealogie: Einerseits entstammt sie der oppositionellen Politik des Feminismus und der Schwulen- und Lesbenbewegung; andererseits kommt sie aus der akademischen Sozialforschung (ebd.).

Die differenten Wissensformen haben sicherlich kein gleichrangiges Fundament. Aber Wissenschaft insgesamt hat entscheidende Hegemonie über Erziehung und Medien. Alle Diskurse, mithin auch Alltagsdiskurse, nehmen daher mehr oder weniger Anleihen aus der Wissenschaft und benutzen eine wissenschaftliche Sprache (z.B. Robert Bly) (vgl. ebd.).

Berufung auf Wissenschaft beschert uns aber in diesem Forschungsfeld leider Zirkularität: Die Naturwissenschaften haben einen "vergeschlechtlichten" ("gendered") Charakter. Westliche Wissenschaft und Technologie sind kulturell vermännlicht. Das ist sicherlich nicht nur eine Frage von Personen, aber die große Mehrheit der Wissenschaftler sind Männer. Die leitenden Metaphern wissenschaftlicher Forschung, die Entpersönlichung ("impersonality") ihrer Diskurse, die Strukturen von Macht und Kommunikation in der Wissenschaft, die Reproduktion der internen Kultur, alles entstammt der sozialen Position dominierender Männer in einer vergeschlechtlichten Welt. Die Dominanz von Wissenschaft in den Diskussionen um Männlichkeit reflektiert daher die Position von Männlichkeit (oder spezieller Männlichkeiten) in den sozialen und politischen Geschlechterverhältnissen (ebd.).

Was kann also erwartet werden von einer Wissenschaft, die eine Form des Wissens darstellt, die geschaffen wurde durch genau jene Macht, die sie zu erforschen beansprucht?

Jedes Wissen dieser Art muss in höchstem Maße als ethisch kompromittiert gelten - genauso wie eine Wissenschaft über Ethnien, die durch eine dominante Ethnie in imperialistischer Absicht geschaffen wurde oder eine Wissenschaft über den Kapitalismus, die durch kapitalistischen Geist produziert wurde (Connell 1995: 7). Es existieren auch Formen wissenschaftlichen Redens über Männlichkeit, die ähnlich wissenschaftlichem Rassismus und neo-konservativer Ökonomie, kapituliert haben vor dominanten Interessen (ebd.).
Mainstream/Malestream

Es gibt aber auch andere Potentiale in der Wissenschaft: Kritik, empirische Information und Phantasie können nämlich auch wissenschaftliche Veränderungen erzeugen. Wissenschaft ist dann jedenfalls mehr als die bloße Spiegelung dessen, was ist (vgl. ebd.). Analyse von Männlichkeit muss Gesellschaftskritik involvieren (vgl. ebd.). Der Wunsch nach wissenschaftlicher Verallgemeinerung muss zudem mit der Idee verallgemeinerbarer Interessen im gesellschaftlichen Leben, so etwa mit dem Konzept von sozialer, politischer und damit auch geschlechtlicher Gerechtigkeit, verknüpft werden (vgl. ebd.).

Wissen über Männlichkeit kann emanzipatorisch, kontrollierend oder auch beides sein. Im Verlauf des 20. Jhdts. bildeten sich drei Stränge wissenschaftlichen Umganges mit Männlichkeit heraus:

1. Das klinisch-psychologische Wissen, das sich Therapeuten aneigneten. Die Leitideen entstammten vor allem der Freudschen Psychoanalyse und ihrer Weiterentwicklungen.
2. Die zweite Strömung beruhte auf der Sozialpsychologie und zentrierte sich um die enorm populäre Idee der "Geschlechtsrolle".
3. Die dritte Tendenz bezieht rezente Entwicklungen der Anthropologie, Geschichte und Soziologie ein (vgl. ebd.).

ad 1. Psychoanalytische Theorien

Der Ödipuskomplex

Der erste Anlauf, einen wissenschaftlichen Zugang zu Männlichkeit zu finden, erfolgte an der Jahrhundertwende durch die damals revolutionäre Tiefenpsychologie Sigmund Freuds. Weil die Psychoanalyse von Anfang an mit Medizin verknüpft war, wurde sie einseitig mit "Normalisierung" und "sozialer Kontrolle" assoziiert. Darüber hinaus beinhaltete sie aber auch ein "radikales Potential". Freuds frühe Arbeiten fielen zusammen mit einem Ferment jener europäischen Intelligenz, die moderne Literatur, Avantgarde-Malerei und -Musik, radikale soziale und politische Ideen, begeisterte feministische und sozialistische Bewegungen sowie die erste Homosexuellenbewegung entstehen ließ. Freud war diesem Ferment gegenüber offen (seine klinische Praxis bewahrte ihn vor professioneller Orthodoxie), sodass er nach dem Geschlecht fragen konnte, obwohl die europäische Kultur scheinbar schon alles darüber wusste (Connell 1995: 8).

Seine Arbeit kann daher als Startpunkt modernen Denkens über Männlichkeit gelten. "Es war Freud, der die Katze aus dem Sack ließ" (Connell 1995, 8). Dennoch weiß die nun aufkommende Männerforschung wenig oder wenig genaues über seine Vorstellungen und Konzepte.

Freud hat nirgendwo Männlichkeit systematisch erörtert, aber sie bildet durch 30 Jahre hindurch ein fortlaufendes Thema seiner Arbeiten.

Seine Ideen entwickelten sich in 3 Stufen:

1. Die Grundideen entstanden im Zusammenhang mit der erstmaligen Formulierung der psychoanalytischen Prinzipien: Das waren

- die Annahme der Kontinuität zwischen normalem und neurotischem psychischen Leben,
- die Formulierung der Konzepte von Unterdrückung (repression) und

- des Unbewussten sowie
- der Methode, die es erlaubte, unbewusste psychische Prozesse durch Träume, Witze, Versprechen zu "lesen" (Connell 1995: 8 f.).

Freud erkannte, dass Sexualität und Geschlecht von Erwachsenen nicht von Natur aus fixiert sind, sondern in einem langen und konfliktbeladenen Prozess konstruiert werden (Connell 1995: 9). Er identifizierte den "Ödipus-Komplex", den emotionalen Zwiespalt der mittleren Kindheit, der Sehnsucht nach einem und Hass auf den anderen Elternteil entstehen lässt, als Schlüsselmoment dieser Entwicklung. Für Buben beinhaltet die ödipale Krise die Rivalität mit dem Vater und den psychischen Terror der Kastration (Fallstudien: "Little Hans", "Rat Man", 1909). Freud identifizierte in diesen Erscheinungsformen ein formatives Moment für Männlichkeit und er stellte die Dynamik dieser formativen Beziehung dar (vgl. ebd.).

In seinen theoretischen Schriften komplizierte Freud dieses Bild: Homosexualität ist nicht simples Spiel mit dem Geschlecht ("gender switch"): Ein Großteil der männlich Inversen bewahrt sich die mentale Qualität von Männlichkeit. Freud nahm an, dass die Menschen bisexuell sind, dass männliche und weibliche Anteile in jedem koexistieren (vgl. ebd.). Das bedeutet, dass erwachsene Männlichkeit eine komplexe und in gewisser Hinsicht auch prekäre Konstruktion sein muss (ebd.).

2. Der zweite Schritt in Freuds Analyse von Männlichkeit war sein "architektonischer" Zugriff auf Geschlecht ("Wolf Man", Erster Weltkrieg): Freud stieß hinter den Ödipus-Komplex, um eine prä-ödipale, narzisstische Männlichkeit aufzuspüren, die der Kastrationsangst unterlegt war. Freud fand den interaktiven Zusammenhang (interplay) dieser archaischen Emotion heraus: Er ortete die Sehnsucht des Knaben nach dem Vater, seine Beziehungen zu Dienstboten, seine Identifikation mit Frauen und die Eifersucht auf die Mutter. Freud nutzte diese Widersprüche, um den Wandel des Wolfsmannes im Übergang von der Adoleszenz zum frühen Erwachsensein von einer oberflächlichen heterosexuellen Promiskuität zu neurotischer Apathie zu erklären. Freud zeigt die Spannungen innerhalb des männlichen Charakters und seine Wirren und Wechselfälle im Lebensverlauf auf (vgl. ebd.).

3. Nach dem 1. Weltkrieg entwickelte Freud seinen Zugang zur Struktur der Persönlichkeit weiter, besonders das Konzept des Über-Ichs, der unbewussten Agentur, die bewertet, zensiert

und Ideale präsentiert. Das war der dritte Schritt in der Analyse von Männlichkeit. Das Über-Ich wird in der Überwindung des Ödipus-Komplexes durch internalisierte Verbote der Eltern gebildet. Freud kam schrittweise dahin, das Über-Ich als einen vergeschlechtlichten (gendered) Charakter zu sehen, der - deutlicher bei Buben als bei Mädchen - im wesentlichen ein Produkt der Beziehungen des Kindes zum Vater darstellt (Connell 1995: 10).

In seinen kulturtheoretischen Schriften entdeckte Freud immer deutlicher auch eine soziologische Dimension im Über-Ich. Er erkannte darin ein Mittel, durch das Kultur die Herrschaft über individuelle Bedürfnisse, besonders über Aggression, ausübt. Das war der Keim einer Theorie patriarchaler Organisation von Kultur, die weitergegeben wird zwischen den Generationen durch die Konstruktion von Männlichkeit.

Freud und seine orthodoxen Schüler wollten aber nicht weiter in diese Richtung gesellschaftlicher Analyse gehen. Die radikalisierten Varianten der Psychoanalyse schlugen eher diesen Weg ein. "So Freud opened more doors than he walked through. But the openings he supplied for the analysis of masculinity were remarkable enough" (ebd.). Freud vermittelte eine Forschungsmethode ("Psychoanalyse"), ein leitendes Konzept (das dynamische "Unbewusste"), einen ersten Plan von der Entwicklung von Männlichkeit und eine Warnung über die notwendige Komplexität, aber auch die Grenzen seiner Ideen. Er insistierte auf dem Punkt, dass Männlichkeit niemals in einem "reinen" Zustand ("pure state") existiere. Emotionsschichten koexistieren und widersprechen einander. Jede Persönlichkeit stellt eine abgedunkelte, komplexe Struktur dar und ist niemals wirklich transparent.. Obwohl sich seine theoretische Sprache änderte, war Freud von der "empirischen Komplexität" des Geschlechts überzeugt: Weiblichkeit ("femininity") würde immer Teil des männlichen Charakters bleiben. Konservative Psychoanalytiker verwarfen später genau diese Theorie der Bisexualität (vgl. ebd.).

Alfred Adler griff nach dem 1. Weltkrieg Freuds Ideen auf und formulierte eine Theorie des "männlichen Protests". In den 20er und 30er Jahren engagierten sich orthodoxe Psychoanalytiker in einer vehementen Debatte über Weiblichkeit ("femininity"), die als Nebenprodukt auch eine kleinere Debatte über Männlichkeit ergab (Connell 1995: 10 f.). Diese Debatte fokussierte auf die früheste Kindheit. Man war überrascht, klinische Evidenz einer prä-ödipalen Weiblichkeit bei Knaben vorzufinden, die aus der Identifikation mit der

Mutter herrührte, obwohl sie auch durch Eifersucht ihr gegenüber gezeichnet sind (Connell 1995: 11).

Das Argument bekam durch Karen Horney eine stärker feministische Wendung ("The dread of women", 1932). Die Furcht vor der Mutter sitzt tiefer und wird aktiver und energischer ausgedrückt als die Furcht vor dem kastrierenden Vater. Die Vagina ist das symbolische Zentrum dieses Prozesses. Buben fühlen sich inadäquat und ziehen daher die emotionale Energie von der Mutter ab. Sie konzentrieren sich auf sich selbst und ihre Genitalien. Das schafft die Grundlage der Kastrationsangst. Spätere Reaktionen unter Männern werden durch diese Emotionen angetrieben. Sie tendieren dazu, sozial inferiore Frauen als Liebesobjekte zu wählen, und pflegen den männlichen Habitus, die Selbstachtung von Frauen aktiv zu unterminieren, um die prekäre Selbstachtung des "Durchschnittsmannes" zu stützen (ebd.).

Horneys Beitrag bildete den Höhepunkt der Kritik an der Sicht von Männlichkeit in der klassischen Psychoanalyse. Sie arbeitete zwei wichtige Punkte heraus:

- das Ausmaß, in dem erwachsene Männlichkeit auf Über-Reaktionen auf Weiblichkeit beruht und
- den Zusammenhang zwischen dem Machen von Männlichkeit und der Unterwerfung von Frauen.

Im Verständnis der Mainstream-Psychoanalyse war dies allerdings ein Ende psychoanalytischer Sicht und nicht ein Anfang (vgl. ebd.). Zwischen 1930 und 1960 verlor die Psychoanalyse in vielen gesellschaftlichen Sichtweisen ihren kritischen Stachel. Die Geschlechtertheorie bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme.

Als der Psychoanalytiker Theodor Reik in den 50er Jahren zu einem populären Autor in Geschlechterfragen wurde, wurde nicht länger mehr der widersprechende Charakter von Geschlecht oder der Konflikt zwischen gesellschaftlicher Ordnung und Bedürfnis betont. Die Botschaft Reiks identifizierte vielmehr psychische Gesundheit mit Geschlechtsorthodoxie, besonders konventioneller Heterosexualität und Heirat. Freud hatte die Entwicklung hin zur erwachsenen Heterosexualität noch als komplexe und fragile Konstruktion gesehen. Jetzt wurde sie als unproblematischer, natürlicher Pfad der Entwicklung dargestellt. Alles andere - besonders Homosexualität - wurde als "pathologisches" Zeichen, als Folge "gestörter" Eltern-

Kind-Beziehung, gedeutet (vgl. Irving Bieber, New York 1962). Psychoanalyse wurde zu einer "Technik der Normalisierung", die Patienten sollten der herrschenden Geschlechtsordnung angepasst werden (ebd.).

Dieses Votum für den einen vorgeblich "gesunden" Weg der Entwicklung verlangte allerdings auch eine radikale Veränderung des Konzeptes vom Ödipuskomplex (Connell 1995: 12). Für Freud war der Ödipuskomplex notwendigerweise traumatisch und seine Überwindung war notwendigerweise störend. Das war die Grundlage seiner Annahme von der Fragilität erwachsener Männlichkeit, die auf dem tragischen Zusammentreffen zwischen individuellem Bedürfnis und Kultur beruht. Die nicht-tragische, normalisierende Psychoanalyse der 40er Jahre (und später) verlor diese Fähigkeit zur Kritik von Männlichkeit, die die klassische Theorie noch vermittelt hatte.

Es dauerte geraume Zeit, bis diese Fähigkeit wiederentdeckt werden sollte. Zunächst aber zu einer ebenfalls aus der klassischen Psychoanalyse abgespaltenen Variante der Deutung von Männlichkeit:

Archetyp und Identität

Klinische Erfahrung ist immer komplex, sodass sie eine gewisse Spannweite von Interpretationen zulässt. Emotionales Leben kann immer unterschiedlich gedeutet werden. Es wurden daher auch verschiedene tiefenanalytisch fundierte Theorien der Männlichkeit entwickelt. Am bekanntesten sind die Arbeiten von **Carl G. Jung**.

Geschlechterfragen waren zentral für das System, das Jung nach seinem Bruch mit Freud entwickelte. Jung unterschied zwischen dem Selbst, das aus den Interaktionen mit der sozialen Umgebung konstruiert wird ("persona"), und dem Selbst, das im Unbewussten aus unterdrückten Elementen geformt wird ("anima"). Diese bilden Gegensätze. Der Gegensatz ist in erheblichem Ausmaß vergeschlechtlicht: Die Unterdrückung weiblicher Spuren und Einschlüsse verursacht gegengeschlechtliches Verlangen, das sich im Unbewussten akkumuliert (ebd.).

Ebenso wie Sigmund Freud und Melanie Klein beschäftigte sich C.G. Jung mit der Präsenz von Weiblichkeit im Mann. Jung fokussierte aber nicht auf den Prozess der Unterdrückung, sondern auf die sich ergebende Balance zwischen männlicher "persona" und weiblicher "anima". Das feminine Innere männlicher Männer wird nicht nur durch die Biographie des einzelnen Mannes gestaltet, sondern durch ererbte ("inherited") "archetypische" Bilder von Frauen. Die Idee vom Archetypus im kollektiven Unbewussten wurde eingeführt, um Paradoxe emotionalen Lebens zugänglich zu machen. Diese Archetypen verselbständigten sich aber mit der Zeit in Jungs Denken (ebd.).

Jung entwickelte eine interessante Theorie zur emotionalen Dynamik patriarchaler Ehen (13). Er benutzte die Idee von der männlich / weiblichen Polarität, um für Geschlechterbalance im geistigen und sozialen Leben zu appellieren. Das war in den 20er Jahren eine progressive Position. Er entfaltete zudem eine Art von Männlichkeitstherapie, die davon ausging, dass jener Typ des modernen Mannes, der gewohnt ist, das Schwachsein zu unterdrücken, dies nicht mehr länger aufrechterhalten kann. Jung schlug Methoden vor, mit der "anima" wie zu einer anderen Person zu sprechen und sie zu erziehen (vgl. ebd.).

In anderer Hinsicht war Jungs Analyse eher schematisch und spekulativ. Während Freud darum bemüht war, die männlich / weiblich-Polarität zu überwinden, bestand Jung auf ihr und präsentierte den vertrauten Gegensatz als zeitlose Wahrheit über die menschliche Psyche (ebd.).

Über Archetypen zu spekulieren ist wesentlich leichter als klinische Fallstudien durchzuführen. Jungs späteren Bücher fanden Archetypen in der esoterischen Kunst sowie in den Weltreligionen. Seine Schüler haben noch andere mythologische Systeme ausgebeutet ("scoured") (ebd.).

Die Ergebnisse der verwirrten Spurensuche nach männlichen Gottheiten, die den modernen Modus männlichen Bewusstseins personifizieren, wurden zumeist völlig aus dem Kontext gerissen (vgl. die in der Jungschen Tradition stehende Arbeit von Robert Bly, der seine Archetypen in einem Märchen der Brüder Grimm findet. Bly ignoriert die kulturellen Ursprünge seines Märchens und vermischt seine Interpretation mit Bemerkungen zur Energie von Zeus und noch wilderen Anleihen aus oralen Kulturen (vgl. ebd.).

Jungs Behandlung der männlich / weiblich-Polarität als universelle Struktur der Psyche führt zu einer "quagmire". Es gibt keinen historischen Wandel in der Konstitution. Nur die Balance zwischen ihnen kann sich ändern.

Bei modernen Jungianern ruft dies nach einer Interpretation des Feminismus nicht als Widerstand zur Unterdrückung der Frauen, sondern als "reassertion" des archetypisch Weiblichen. Nicht Männer haben in der Vergangenheit Frauen dominiert, sondern das Männliche hat das Weibliche dominiert (ebd.).

Die Jungsche Theorie wurde zentral für den aktuellen backlash unter zuvor progressiven Männern. Der moderne Feminismus irritiere die Balance, weil er wiederum das Männliche unterdrückt. Blys einflussreiche Kritik an "sanften Männern", die sich im Feminismus eingehöhlt ("caved") und so das "tief Männliche" verloren haben, beruht genau auf der Jungschen Formel archetypischer Balance (14).

Weil Jungs Originaltexte zur Zeit wenig gelesen werden, sind auch die Wurzeln seiner Argumentation in der frühen Geschichte der Psychoanalyse vergessen. Jung fundierte seine Analyse des Geschlechts auf einem abstrakten Gegensatz von Männlichkeit und Weiblichkeit, die Freud jedoch schrittweise zu rekonstruieren versucht hatte Jungs Formulierung weist nicht mehr jene Komplexität auf, die für Freud kennzeichnend war (ebd.).

In neueren populären Psychologien der Männlichkeit bildet das Konzept der "Geschlechteridentität" die hauptsächliche Alternative zur Idee der Geschlechterarchetypen. Diese entstammt der psychoanalytischen Arbeit von **Erik Erikson** (Childhood and Society, 1950). In der Mitte des 20.Jhdts. hat emotionale Entwicklung zu tun mit der Etablierung der Ich-Identität. Identität wurde zu einem Schlagwort und Eriksons Phasenmodell der Entwicklung wurde sehr populär (ebd.).

Die wichtigste Anwendung des Identitätskonzeptes auf Geschlecht stammt vom amerikanischen Psychiater **Robert Stoller**. Er beschäftigte sich mit einer bemerkenswerten Entwicklung in Geschlechtspraktiken ("gender practice"), der Entdeckung des Transsexuellen. Die Notwendigkeit der Entscheidung darüber, wer operiert werden sollte, führte nämlich zu

einer Intensivierung der Forschung über Geschlechtszugehörigkeit ("gender membership"). Stoller meint, anders als Freud ("kontradiktorische Struktur des Geschlechts"), eine einheitliche Kernidentität des Geschlechts entdeckt zu haben ("core gender identity"), die in den ersten Lebensjahren festgelegt wird. Geschlechtsidentität wird durch emotionale Interaktion zwischen Eltern und Kindern etabliert (Stoller äußert sich in diesem Zusammenhang sehr hart über Mütter). Geschlechtsidentität erscheint ihm mächtig genug, selbst körperliche Fakten zu überwinden (ebd.). Transsexualität bei Männern wird daher definiert nicht als Wunsch, eine Frau zu sein, sondern als der Glaube, bereits eine zu sein (15). Im Normalfall entwickelt der Knabe nämlich eine männliche Geschlechtsidentität und alles ist in Ordnung (ebd.).

Das ist ohne Zweifel eine Normalisierungstheorie. Sie verortet Identifikation mit Frauen nicht im Unbewussten aller Männer, sondern in einer speziellen abweichenden Gruppe. Stollers Theorie hat wichtige psychoanalytische Einsichten über Konflikt, Phantasie und das Unbewusste über Bord geworfen (ebd.).

Radikale Psychoanalyse

Der erste dissidente Analytiker war **Alfred Adler**, der von der Bedeutung des sozialen Faktors in der Krankheit überzeugt war. Adler war Präsident der Psychoanalytischen Vereinigung in Wien, als er mit Freud brach (1911). Anlass war eine Vortragsreihe von Adler in der Gesellschaft. Kernstück dieser Reihe war eine Theorie der Männlichkeit (15).

Adler ging von der vertrauten Polarität zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit aus, betonte aber den feministischen Standpunkt, dass die eine Seite der Polarität kulturell entwertet und mit Schwäche assoziiert wird. Kinder beiderlei Geschlechts sind Erwachsenen gegenüber schwach, sie sind daher gezwungen eine weibliche Position einzunehmen. Sie entwickeln einen Sinn für Weiblichkeit und zweifeln an ihrer Fähigkeit, männlich zu werden. Die kindlichen Werturteile über die männlich / weiblich-Polarität wird als Motiv für das spätere Leben bewahrt (16).

Unterwerfung und Ringen um Unabhängigkeit laufen im kindlichen Leben gleichzeitig ab, ein interner Widerspruch zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit wird aufgerichtet. In der

normalen Entwicklung wird eine gewisse Balance erreicht ("is struck"). Die erwachsene Persönlichkeit wird aus einem Kompromiss geschaffen und existiert unter Spannungen (ebd.).

Wenn Schwäche besteht (Adler ging von der Idee aus, dass Neurosen oftmals aus physischer Schwäche oder Unterlegenheit herrühren), motiviert Angst zu einer übertriebenen Betonung der männlichen Seite der Dinge. Dieser "männliche Protest" ist zentral für die Neurose. Es bedeutet Über-Kompensation in Richtung von Aggression und rastlosem Streben ("striving") nach Triumphen. Für Adler war dieser männliche Protest sowohl im normalen wie auch neurotischen mentalen Leben feststellbar. Das war nicht weit von der Idee einer Kritik an konventioneller Männlichkeit. Der männliche Protest war ebenso eine Seite der weiblichen wie auch der männlichen Psychologie, aber überdeterminiert durch die soziale Unterwerfung der Frauen. Bei Männern konnte es ein öffentliches "menace" werden. Adler war sehr kritisch gegenüber dominierenden Männlichkeiten. Er sah darin das "Erzübel unserer Kultur, die exzessive Vor-Bedeutung ("pre-eminence") von "manliness" (ebd.).

Adler arbeitete während des 1. Weltkrieges in österreichischen Militärkrankenhäusern. Er zweifelte nicht an Zusammenhängen zwischen Männlichkeit, Macht und öffentlicher Gewalt. Sein Buch "Understanding Human Nature", 1927, ist eine klare psychoanalytische Positionierung von Feminismus. Sein Zugang zu den Ursachen der Neurose entfernte sich weit von Freuds Libido-Theorie. Adler kritisierte die Theorie der Repression als mechanistisch. Der Ödipus-Komplex erschien ihm nur als eine mögliche Form in einer größeren dynamischen Ausformung "männlichen Protestes". Adler antizipierte spätere Theorien. Freud verwarf Adlers Sicht als Vereinfachung der Neurose. Freud zwang Adler und seine Schüler, die Psychoanalytische Vereinigung zu verlassen (16 f.).

Der Bruch bedeutete für beide Seiten einen Verlust. Adler verlor den Kontakt zu Freuds wunderbarem Sinn für die "intricacies" mentalen Lebens und leistete nie wieder theoretische Arbeiten von solcher Qualität. Die Psychoanalyse wiederum entwickelte sich zu einem geschlossenen System, das eben die durch Adler thematisierten Fragen sozialer Macht zurückwies. Diese Themen wurden durch andere intellektuelle Bewegungen aufgegriffen: Marxistische Psychoanalyse, Existentialismus und feministische Psychoanalyse (17).

Viele Versuche zur Verknüpfung von Marxismus und Psychoanalyse kreisten um das Thema von Männlichkeit, ohne es direkt anzusprechen. **Wilhelm Reich** beispielsweise, der wohl originellste Geist der Freudianischen Linken in der Zwischenkriegszeit, entwickelte eine Methode der "Charakteranalyse", die die Aufmerksamkeit vom individuellen Symptom auf den Persönlichkeitsstil lenkte. Sein Versuch, marxistische ökonomische Analyse mit der Freudschen Sexualwissenschaft zu verbinden, führte zu einer brillanten Analyse von Ideologie, die auf die "autoritäre Familie" fokussierte als jenen Ort, wo die Reproduktion der Klassengesellschaft und des Patriarchats stattfindet. Reichs "Massenpsychologie des Faschismus" (veröffentlicht 3 Jahre nach Freuds "Unbehagen an der Kultur") ist in der Betonung der Sozialwissenschaft vorangeschritten. Reichs Konzept einer Kondensation größerer Autoritätsstrukturen in der Psychodynamik der Familie vermittelt genau die Dimension von sozialem Realismus, der Freudschen und Jungschen Spekulationen über Männlichkeit fehlte (ebd.). Reich mangelte es aber an jener "appreciation" des Feminismus, die Adlers Arbeit auszeichnete. So behandelte er Männlichkeit nicht als eigenständiges Problem. Ebenso wenig machte das die **Frankfurter Schule** in den nächsten beiden Dekaden, als sie Reichs Idee der Charakteranalyse, seine Beschäftigung mit Autoritarismus und sein Projekt der Versöhnung von Marx und Freud aufgriffen. In den Arbeiten von **Marx Horkheimer, Erich Fromm** und **Theodor Adorno** wurde Autoritarismus zunehmend zu einem unterscheidbaren Charaktertypus oder - mit feministischen Augen betrachtet - zu einem Männlichkeitstypus. Die berühmtesten psychologischen Arbeiten der Frankfurter Schule (Fromms "The Fear of Freedom, 1942, und die Gemeinschaftsarbeit "Die autoritäre Persönlichkeit", 1950) waren in der Tat Kataloge von Männlichkeiten (masculinities) sowie der sie produzierenden Bedingungen (ebd.). Fromm vermutete eine breite historische Abfolge von Charaktertypen über verschiedene Jahrhunderte an. "Die autoritäre Persönlichkeit" arbeitete mit einem engeren Fokus (17 f.). Sie beinhaltet zwei berühmte Fallstudien (Mack, Larry), die die ersten detaillierten klinischen Bilder von Männlichkeiten darstellen, sorgfältig verknüpft mit den ökonomischen und kulturellen Bedingungen, aus denen sie entstanden (18). Der "autoritäre" Typ entsprach einer Männlichkeit, die mit der Aufrechterhaltung des Patriarchats beschäftigt ist: gezeichnet durch Haß gegenüber Homosexuellen und "contempt" für Frauen, durch allgemeine Konformität mit Autorität von oben und Aggression gegenüber weniger Mächtigen. Diese Eigenschaften wurden zurückgeführt auf rigide Eltern, väterliche Dominanz in der Familie, sexuelle Unterdrückung und konservative Moralvorstellungen. Der

"demokratische Charakter" war weniger genau gezeichnet, er beinhaltete deutlich mehr Toleranz und war entspannteren und gefühlvolleren Familienbeziehungen verbunden (ebd.).

Es zeigte sich auch empirische Evidenz für Diversität im psychosexuellen Charakter innerhalb desselben breiten sozialen Settings. Psychoanalytisch beeinflusste Anthropologen, wie etwa der große Ethnologe **Bronislaw Malinowski**, hatten bereits kulturelle Unterschiede in ihrer Thematisierung von Sexualität und Charakter aufgezeigt. Es wurde zunehmend klar, dass Freuds Theorie des Ödipus-Komplex keine allgemeine Theorie von Männlichkeit vermitteln kann. Sie stellt lediglich ein historisch mögliches Muster dar. Es ist notwendig über die Verbindung zu anderen Möglichkeiten nachzudenken (vgl. **Connells** Versuch in den folgenden Kapiteln) ebd.).

Weder Reich noch die Frankfurter Schule teilten Adlers Zweifel an der Libido-Theorie. Solche Zweifel brachte **Jean Paul Sartre** an ("Being and Nothingness", 1943). Sartre kritisierte die "empirische Psychoanalyse" (Freuds Schule) als zu mechanistisch, indem sie eine mögliche Form des Lebens (determiniert durch das Sexualbedürfnis) als Bedingung für alle Leben annahm. Sartre skizzierte eine Alternative: "existenzielle Psychoanalyse". Das Konzept des Unbewussten ersetzte er durch sein Argument über verschiedene Wege der Organisation des Selbst-Wissens ("self-knowledge"). "The 'mystery in broad daylight' could be unravelled by tracking back down the life-history to establish the primary commitments through which a person's life had been constituted" (ebd.).

Sartre wandte diese Methode lediglich in literarischen Biographien an. **Simone de Beauvoir** wandte die "existenzielle Psychoanalyse" direkt auf das Geschlecht an ("The Second Sex", 1949). Sie zeigte, dass Frauen als das "andere" zum männlichen Subjekt konstruiert wurden. Das Buch beinhaltet aber auch noch andere Essays über verschiedene Weiblichkeitstypen, die weibliche Bedürfnisse in den Vordergrund rücken (18 f.). Existenzielle Psychoanalyse erlaubte es, die bekannten statischen Typologien der Psychologie zu überwinden. Geschlecht erschien in ihrer Abhandlung als "evolving" Engagement in Situationen und sozialen Strukturen. Verschiedene Geschlechterformen sind verschiedene Wege des Lebens und nicht fixierte Charaktertypen (19).

Dieser Ansatz wurde niemals auf das "Erste Geschlecht" angewandt als eine Theorie der Männlichkeit. Aber das Potential für eine solche Vorgangsweise ruht in den Arbeiten des schottischen Psychiaters **R. D. Laing**. Laings Schizophrenie-Studien vermittelten lebendige Bilder der männlichen Aktivitäten im emotionalen Kern der Familien und einige wenige individuelle Fallstudien über Männer ("David": Studie über die Exzentrizität eines Studenten, die den Schlüssel ("clue") vermittelte zu einem ganzen Leben, das sich aus "discordant" dramatischen Rollen zusammensetzte. Die mächtigsten der dramatischen Rollen waren jene der Frauen. Es wurde ihre emotionale Wirkung auf die Familiendynamik gezeigt, die durch den Tod der Mutter ausgelöst wurde. Davids Schizophrenie war eine Konsequenz seines "grappling" mit nicht zu managenden Geschlechtswidersprüchen. Um seinen femininen Identifikationen zu entfliehen, richtete David eine Reihe anderer Persönlichkeiten auf, die nun ein elaboriertes Schein-Selbst-System ("false-self system") ergaben (ebd.).

Das ist kein "Typ" von Männlichkeit. In der "existenziellen Psychoanalyse" sind die Widersprüche des Geschlechts nicht fixiert und Identität ist auch nicht ihr Ergebnis. Sie werden sozial erzeugt und sie werden widersprüchlich, weil sie als unvereinbare Strategien des Handelns angenommen werden. Dieser Zugang zur Persönlichkeit kann nicht Theorien gesellschaftlicher Strukturen verbinden, aber sie tut so durch Betonung von Engagement und Handeln, nicht durch soziale Mechanismen (ebd.).

Ausgenommen Simone de Beauvoir gab es zwischen den frühen 30er und den späten 60er Jahren wenig Interaktion zwischen Feminismus und Psychoanalyse. Dennoch erwuchs das radikale Potential der Psychoanalyse zunehmend aus dem feministischen Denken (ebd.).

Jacques Lacan beeinflusste Feministinnen **Juliet Mitchell** in Großbritannien und **Luce Irigaray** in Frankreich befassten sich theoretisch aber mehr mit Weiblichkeit als mit Männlichkeit. Dennoch hat diese Arbeit einen impliziten Zugang zur Männlichkeit. Die Lacansche Theorie fokussiert auf symbolische Prozesse, in denen Freuds Modelle der emotionalen Beziehungen der Familie im Großen und Ganzen geschrieben sind ("writ"). Das "Gesetz des Vaters" konstituiert Kultur und die Möglichkeit der Kommunikation. Männlichkeit ist hier nicht ein empirisches Faktum (wie in der klassischen Psychoanalyse) und noch weniger ein ewiger Archetypus (wie bei Jung). Sie besetzt vielmehr einen Platz in den symbolischen und sozialen Beziehungen. Ödipale Unterdrückung schafft ein System

symbolischer Ordnung, in der der Phallusbesitzer (Phallus als Symbol und nicht als empirischer Penis) zentral ist (19 f.).

Die Thematisierung von Geschlecht als eines Systems symbolischer Beziehungen (relationships) und nicht als fixierte Fakten über Personen, macht aus der Akzeptanz der phallischen Position einen höchst politischen Akt. es ist immer möglich, sie zurückzuweisen, auch wenn die Konsequenzen der Zurückweisung drastisch sein mögen. **Gilles Deleuze** und **Felix Guattari** haben die Zurückweisung der ödipalen Strukturierung der Bedürfnisse in ihrem obskuren, aber einflussreichen Anti-Ödipus erforscht. Das bot die Grundlage für **Guy Hocquenghems** dramatische Interpretation männlicher Homosexualität als Verwerfung phallischer Sexualität und ödipaler Unterdrückung (20).

Während der Lacansche Feminismus in Europa von einer politischen, symbolischen Interpretation (reading) von Männlichkeit ausging, wandte sich der nordamerikanische Feminismus dem "mundane" Thema der Familienbeziehungen zu und arbeitete eine Wende im Denken über die psychosexuelle Entwicklung von Knaben heraus. In der klassischen Psychoanalyse zentrierte sich das Drama auf den ödipalen Eintritt in die Männlichkeit (unabhängig davon ob der zentrale Agent der Vater, wie Freud dachte, oder die Mutter, wie Horney glaubte, war). In den Arbeiten von Nancy Chodorow und Dorothy Dinnerstein ist das Drama auf die prä-ödipale Separation von Weiblichkeit und damit definitiv auf die Mutter zentriert (ebd.).

Chodorows Zugang hatte großen Einfluss auf neuere Arbeiten über Männer. Sie zeigte, dass Buben dazu gezwungen werden, ihre anfängliche Identifikation mit der Mutter zu unterbrechen, teilweise durch das eigene emotionale Tun (investment) der Mutter in Richtung Geschlechterdifferenz. Das bedeutet für die Charakterstrukturen, dass die Grenzen zwischen Menschen betont werden und daß es ihnen an einem Bedürfnis nach Beziehung mangelt, was Frauen charakterisiert. Dinnerstein betonte mehr die prä-ödipale Furcht vor der Mutter und männliche Gewalt als Folge des "weiblichen Monopols in der frühen Kinderpflege" (ebd.). Die Persönlichkeitsentwicklung ist hier direkt verbunden mit der sozialen Arbeitsteilung. Kinderpflege ist Arbeit. Die Arbeitskraft ist vergechlechtlicht. Das hat Folgen für die emotionale Entwicklung. Wie immer wir die Details modifizieren, dieses einfache und starke

Argument muss akzeptiert werden in jedem zukünftigen Zugriff auf die Formierung von Männlichkeiten (ebd.).

Freud gab uns ein essentielles Werkzeug, aber es war radikal unvollständig. Psychoanalytische Orthodoxie beharrt aber auf der Verteidigung dieser Unvollständigkeit. Psychoanalyse kann sich im Verständnis von Männlichkeit nur behaupten, wenn sie gleichermaßen die Strukturierung der Persönlichkeit, die Komplexität von Bedürfnissen und die Strukturierung sozialer Beziehungen in ihren Widersprüchlichkeiten und Dynamiken begreifen kann (20f.).

Die männliche "Rolle" im Geschlechterdrama

Der erste Versuch, eine sozialwissenschaftliche Theorie der Männlichkeit zu bilden, beruhte auf der Idee der männlichen Geschlechtsrolle.

Die Ursprünge dieses Denkens gehen zurück auf Debatten über den vermeintlichen Geschlechterunterschied im ausgehenden 19. Jhdt., als der Widerstand gegen Frauenemanzipation abgestützt wurde durch wissenschaftlich legitimierte Doktrinen vorgeblich angeborener Geschlechterunterschiede.

Der Ausschluss der Frauen von den Universitäten z.B. wurde damit gerechtfertigt, dass der weibliche Verstand zu unbeständig wäre, um die Striktheit akademischer Arbeit zu erfüllen. Die daraus entstehende mentale Verwirrung würde nämlich schlecht sein für die Befähigung der Frauen, gute Ehefrauen und Mütter zu sein. Die erste Frauengeneration an den Universitäten verstieß aber nicht nur gegen diese Doktrin. Sie stellte zudem auch ihre intellektuellen Voraussetzungen in Frage, indem sie die angeblichen Unterschiede mentaler Kapazitäten von Männern und Frauen festzustellen trachteten. Sie fanden in ihren Forschungen jedoch nur sehr wenige Unterschiede heraus³².

³² Vgl. Rosalind Rosenberg, *Beyond Separate Spheres: The Intellectual Roots of Modern Feminism*, New Haven 1982.

Dieses skandalisierende Ergebnis löste eine enorme Fülle an Folgeforschungen aus, die seit den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis in die neunziger Jahre dieses Jahrhunderts nicht abbrechen sollten. Diese Forschung deckte nicht nur die Frage mentaler Befähigung ab, sondern auch das Feld der Emotionen, Einstellungen, Charaktereigenschaften und Neigungen - eigentlich alles, was Psychologen zu vermessen meinen können. Es existiert daher ein beachtliches Maß an Forschungen zum Geschlechterunterschied. Sie ist methodisch recht einfach durchzuführen und es existiert zudem ein konstant bleibendes Interesse an ihren Ergebnissen. Dass sie in sich kurios ist, hat die Ergebnisse nicht verändert (Connell 1995: 21). Geschlechtsunterschiede, wie sie nahezu in jedem psychologischen Test gemessen werden, sind entweder überhaupt nicht existent oder aber äußerst gering. Mit Gewissheit sind sie aber viel kleiner als die Unterschiede in den gesellschaftlichen Verhältnissen (z.B. ungleiche Einkommen, ungleiche Verantwortung in der Kindererziehung, drastische Differenzen im Zugang zu gesellschaftlichen Machtpositionen), die zumeist mit der Behauptung psychologischer Unterschiede gerechtfertigt werden. Wenn die Studien mittels der Methode der Meta-Analyse zu Gruppen aggregiert werden, wird der Schluss nahegelegt, dass *manche* Geschlechtsunterschiede auf psychologischen Differenzen beruhen. Aber ihre bescheidene Größe lässt sie kaum als wichtige Phänomene registrieren, wären wir nicht schon kulturell dazu ausgerichtet sie zu übertreiben³³.

Mitte des 20. Jahrhunderts traf sich die Geschlechtsunterschiedeforschung mit einem Konzept, das die Frage nun in einer aktuelleren Weise zu klären schien, das Konzept der "sozialen Rolle":

Der Begriff der "Rolle" ist der Welt des Theaters entlehnt. Der alltägliche Sprachgebrauch deutet damit an, dass durch die soziale Rolle eine Vermittlung von Individuum und Gesellschaft hergestellt wird. Der einzelne fungiert als Träger und Gestalter gesellschaftlich definierter Aufgaben und Verhaltensweisen. In der sozialwissenschaftlichen Literatur schlug sich dieser Gedanke in der Trennung des strukturellen und prozessualen Rollenbegriffs nieder, was zur Unterscheidung zwischen der struktur-funktionalen und interaktionistischen Rollentheorie führte.

³³ Vgl. Cynthia Fuchs Epstein, *Deceptive Distinctions: Sex, gender and the Social Order*, New Haven 1988. (In die Irre führende Unterscheidungen).

Gesellschaftliche Funktionen werden über "Positionen" gewährleistet, deren Aufgaben sozial definiert sind und die in einem sozialen Zusammenhang eingebunden sind. Jeder Mensch nimmt in der Gesellschaft bestimmte Positionen ein, die tw. zugewiesen sind (z.B. Position Sohn oder Geschlecht), tw. erworben werden (z.B. Student, Autofahrer).

"Soziale Rolle" ist dann die Summe von Erwartungen an ein soziales Verhalten eines Menschen, der eine bestimmte soziale Position innehat. Diese Erwartungen sind nach ihrer Wichtigkeit gestuft in Kann-, Soll- und Muss-Erwartungen (um Student zu sein, muss man inskribiert sein, soll zu Vorlesungen und kann bei Hochschülerschaftswahlen wählen). Werden Erwartungen nicht erfüllt, kommt es zu entsprechend gestuften Sanktionen: Lob, Bestrafung, Ausschluss.

Unter "sozialer Rolle" wird also ein gesellschaftlich bereitgestelltes Verhaltensmuster verstanden, das erlernt und von einer Person in einer bestimmten Situation gewählt und ausgeführt werden kann, soll oder muss. Mit diesem Konzept wird sowohl ein anthropologisches Vermögen wie auch eine sozial definierte Fähigkeit angesprochen. Der einzelne erscheint nur bedingt frei, über Formen und Verhaltensweisen im gesellschaftlichen Zusammenhang entscheiden zu können. Die den einzelnen Rollen zugrundeliegenden Verhaltensmuster sind weder angeboren noch stehen sie den Individuen zur freien Auswahl zur Verfügung, sie werden vielmehr im Prozess der Sozialisation erlernt. Den Lebensphasen der Kindheit und Jugend sowie der Familie kommen als Vermittlungsinstanzen von Rollenbildern besondere Aufgaben zu. Zunächst wird das Individuum in der primären Sozialisation mit Rollenerwartungen konfrontiert, die sich auf Merkmale beziehen, die ihm zugeteilt sind und denen es sich nicht entziehen kann. Zu diesen Primär- oder zugeschriebenen Rollen gehören Verhaltenserwartungen, die sich z.B. auf Alter, Geschlecht, Familienzusammenhang oder Schichtzugehörigkeit beziehen. Dem gegenüber stehen erworbene oder Sekundärrollen (z.B. Berufsrollen), deren Auswahl und Erfüllung stärker von den Entscheidungen der Individuen selbst abhängen. Weiters wird zwischen fundamentalen Rollen, den von einem Individuum notwendigerweise zu erfüllenden Erwartungen (Familien-, Berufs-, Geschlechts-Rolle), und peripheren Rollen (z.B. in der Freizeit) unterschieden. Alle Rollen einer Person werden als Rollen-Set (Merton) oder als Rollen-Konfiguration (Scheuch) gefasst.

Menschen haben eine Vielzahl verschiedener Positionen inne. Die Erwartungen an einen Positionsinhaber passen daher nicht immer zusammen:

1. Widerstreitende Erwartungen an unterschiedliche Rollen eines Menschen (z.B. Erwartungen an zeitliches Engagement: Hausfrau- und Mutterrolle vs. Berufsrolle der Frau; Manager und Vater) werden als Inter-Rollen-Konflikt bestimmt.
2. Widerstreitende Elemente einer Rolle (z.B. unterschiedliche Erwartungen von Eltern und Schüler an das Verhalten der Lehrerin: die Eltern wollen Leistung, die Schüler Freundlichkeit; Ministerium erwartet Selektion im Sinne der "Berufswelt" für die "Leistungsgesellschaft", Studierende erwarten motivierende Beschäftigung mit Fragestellungen der Disziplin) als Intra-Rollenkonflikt bestimmt.

Den vielgestaltigen und gegensätzlichen Rollenanforderungen kann der einzelne nur mit einer gewissen Rollen-Distanz oder durch selektiven Rollen-Umgang begegnen.

Die Analyse von Verhalten mit Hilfe des seit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts von den USA ausgehenden Rollenkonzeptes soll soziales Verhalten empirisch überprüfbar zu machen. Der Rollenbegriff als "Elementarkategorie" der soziologischen Theoriebildung ermöglicht zudem die soziologische Erforschung sozialer Beziehungen, ohne dass auf vor- oder außerwissenschaftliche, metaphysische Voraussetzungen zurückgegriffen werden muss. Das Rollenkonzept entstand aus zwei sozialwissenschaftlichen Denktraditionen:

A. Aus dem **Strukturfunktionalismus** (Talcott Parsons, 1902 - 1979):

Parsons griff auf die Handlungs- und Institutionstheorien von Max Weber und Emile Durkheim zurück und versuchte sie weiterzuentwickeln. Parsons sieht sinnvolles Handeln im Kontext gesellschaftlicher Erfordernisse. Damit Gesellschaften Bestand haben, müssen sie bestimmte Grundbedingungen erfüllen. Diese Grundbedingungen sind nicht biologisch (z.B. Herz, Gehirn der Gesellschaft), sondern soziologisch zu bestimmen: welche Probleme hat eine Gesellschaft zu lösen, damit sie Bestand hat?.

Gesellschaften sind also bei Parsons Handlungssysteme, für die vier **Grundfunktionen** gelten:

1. Anpassung ("adoption"): das System muss sich an seine Umwelt anpassen und kann die

dafür erforderlichen Ressourcen gewinnen;

2. Zielerreichung ("goal-attainment"): Systeme müssen dafür sorgen, dass die Ziele erreicht werden sollen, organisiert und umgesetzt werden;
3. Integration: Systeme müssen dafür sorgen, dass ein bestimmtes Maß an innerer Einheitlichkeit besteht und ein bedrohliches Maß an Abweichung verhindert wird;
4. Latenz ("latency"), Strukturerhaltung ("pattern maintenance"): Systeme müssen dafür sorgen, dass ihre Grundstruktur erhalten bleibt, also über Veränderungen hinweg Kontinuität bewahrt wird.

In welcher Form müssen nun diese Grundfunktionen gewährleistet werden, welcher **Strukturen** bedarf es? Jede dieser Grundfunktionen wird in einem dafür zuständigen eigenen System gefasst und gewährleistet, das sind dann die vier basalen Teilsysteme:

1. der menschliche Organismus erbringt die (körperliche) Anpassung an die Umwelt;
2. die menschliche Persönlichkeit sorgt für die Zielverwirklichung;
3. das soziale System, die Gesellschaft, ist für die Integration zuständig;
4. das kulturelle System garantiert die Erhaltung des Handlungssystems.

1., 2. und 4. sind "Umwelt" und bilden den Kontext zur "Gesellschaft" (3.).

Auch Gesellschaften enthalten als Basisstruktur vier Subsysteme:

1. Das Subsystem der Anpassung ist das Wirtschaftssystem, weil die Wirtschaft dafür sorgt, dass natürliche Gegebenheiten in benötigte und verwertbare Ressourcen der Gemeinschaft transformiert wurden.
2. das Subsystem der Zielerreichung ist das politische System, in dem die notwendigen Entscheidungen über mögliche Alternativen getroffen werden;
3. das System der Normen und Regeln bildet das Subsystem der Integration, weil Regeln und Normen soziales Handeln zu berechenbaren Handlungen formen;
4. Kultur und Werte bilden das Subsystem der Strukturerhaltung. Kultur ist der Hintergrund, vor dem sich Handlungen abspielen und gewährleistet die Kontinuität. Werte erlauben eine stabile Orientierung und legen fest, was erlaubt und was verboten ist.

Soziale Systeme sind also bestrebt, durch Verteilung von Rollen, die mit Hilfe von Sozialisationsinstanzen, Internalisierung und Sanktionen den Individuen übertragen bzw. von

ihnen eingefordert werden, die Funktionsfähigkeit der jeweiligen Gesellschaft sicherzustellen.

Die struktur-funktionale Rollentheorie geht von der Annahme aus, dass die soziale Rolle unabhängig vom tatsächlichen Rollenhandeln des Rollenträgers oder Positionsinhabers zu sehen ist. Unter Rolle wird daher, wie zuvor ausgeführt, die Summe der Erwartungen verstanden, die von Gruppen oder einer ganzen Gesellschaft auf das Verhalten eines Inhabers einer sozialen Position gerichtet sind.

Talcott Parsons hat die struktur-funktionale Theorie daher einer Sozialisationstheorie zugeordnet, die darauf beruht, dass durch institutionalisierte Normen und deren Verinnerlichung durch den einzelnen es gelingt, eine komplementäre Orientierung der Interaktionspartner zu erreichen und damit die individuellen Bedürfnispositionen mit den funktionalen Systemerfordernissen zur Deckung zu bringen. Im struktur-funktionalen Rollenmodell stehen Organisationen, Gruppen, Institutionen, ganze Gesellschaften als spezifische Muster von Rollen im Zentrum der Analyse. Die Rolle und nicht das handelnde Individuum steht im Brennpunkt.

B. Die zweite Wurzel der Rollentheorie ist der symbolische Interaktionismus (George Herbert Mead (1863 - 1931), R. Turner). Der symbolische Interaktionismus befasst sich mit dem Mikroleben in der Gesellschaft (Funktionalismus: makrosoziologische Theorie): Die Akteure und ihre Handlungen in konkreten Interaktionssituationen werden in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses gerückt.

Der symbolische Interaktionismus entstand um die Jahrhundertwende in Chicago/USA ("Chicagoer Schule"). Chicago war damals der Ort, an dem die Folgen der Industrialisierung, der Einwanderung und der Urbanisierung offenbar wurden. Die Arbeit der Chicagoer Soziologen war daher an dringend nötigen sozialpolitischen Reformen ausgerichtet. Wissenschaft und Praxis gingen hier daher eine besondere Verbindung ein. Um die sozialen Probleme angemessen verstehen (nicht unbedingt zu erklären) zu können, wurden qualitative Forschungen durchgeführt.

Im Mittelpunkt der Theorie steht die soziale Interaktion: Mead unterschied

1. die "nicht-symbolische Interaktion": d. i. die Konversation von Gesten (z.B. Boxer,

Hundefletschen) und

2. die "symbolische Interaktion": d. i. durch Gebrauch signifikanter Symbole (non-verbale oder sprachliche Gesten). Die Bedeutung der Handlungen der jeweils anderen Individuen steht nicht von vornherein fest, sondern muss durch einen Interpretationsprozess der Gesten, die die Bedeutung tragen, erst festgelegt werden

Die interaktionistische Rollentheorie geht daher nicht von Inhalt und Form der Rolle aus, sondern stellt den Ablauf des Rollenhandelns, das Rollenspiel und die Rollenperformanz in den Vordergrund der Betrachtung.

An die Stelle von Parsons institutionalisierten Erwartungen tritt hier die kreative Definition der Beziehungen zwischen handelnden Menschen. Die Person hat so Eigenleistungen zu erbringen. Es wird also eine aktive, aushandelnde Gestaltung von Interaktionen angenommen, weil die Rolle der Handelnden nur selten klar abgrenzbar ist und immer erst in der Interaktion konstruiert und ständig modifiziert wird.

Der Prozess der "Rollenübernahme" ("role taking") ist zentraler Bestandteil symbolischer Interaktion, ohne sie kann keine Interaktion stattfinden: Die an einer Interaktion Beteiligten versetzen sich in die Rolle des jeweils anderen hinein und sehen mit dessen/deren Augen die Situation. Damit kann jeder die Erwartungen der anderen, deren Perspektiven und Interessenslagen erkennen und entsprechend seine Handlungslinie entwerfen.

Rollen müssen konkretisiert werden. Den Interaktionspartnern wird daher auch die Fähigkeit des "role-making" (Weiterentwicklung durch Ralph Turner) zugesprochen, d.h. die Fähigkeit, die Rolle des anderen nach eigener Vorstellung zu konstruieren, also das individuelle Ausgestalten der angepeilten Rolle.

Der Interaktionismus stellt also - ganz anders als der Strukturfunktionalismus - die Befähigung zum sozialen Handeln, das die Auseinandersetzung zwischen Fremd- und Selbstbestimmung ermöglicht, in den Vordergrund.

Die interaktionistische Rollentheorie vertritt also einen eher deskriptiven Rollenbegriff: Rollen werden zwischen Individuen in einem Interaktionszusammenhang ausgehandelt und

im Prozess der Sozialisation erlernt (Kinder lernen im Rahmen der Familie geschlechtsspezifisches und kulturspezifisches Verhalten, das sie auch als Erwachsene ausführen können). Ein erheblicher Teil gesellschaftlichen Lebens konkretisiert sich also in sozialen Rollen. Lernen und Beherrschen des Rollenspiels durch die Gesellschaftsmitglieder ist von zentraler Bedeutung. Durch die Rollenübernahme entwickelt sich auch Identität: d.h. die Fähigkeit, sich selbst zum Objekt zu machen und damit sich selbst bewusst zu werden. Die Identität einer Person besitzt eine sozial geprägte Struktur, da sie durch symbolisch vermittelte Interaktion hergestellt wird (Wie wird jemand zum Manager? Zum Vater, zur Mutter? Zum Soldaten? Aus den Interaktionen mit anderen!).

Allerdings hat auch die interaktionistische Rollentheorie das Herrschaftsproblem ausgespart und wurde deshalb heftigst kritisiert.

C. Das Aufeinandertreffen der Forschungen zum natürlichen, biologischen Geschlechterunterschied mit den soziologischen Rollentheorien ließ den Begriff der "**Geschlechtsrolle**" entstehen, der bald seinen Weg in die Alltagssprache finden sollte. Die Idee der Geschlechtsrolle ist nun so verbreitet, so dass es wert ist, ihren Ursprung zu hervorzuheben.

Die Metapher menschlichen Lebens als Drama ist sicherlich alt (z.B. Shakespeare). Aber der Gebrauch der "Rolle" als eines sozialwissenschaftlichen Konzepts im Sinne einer ernsthaften Weise, soziales Verhalten zu erklären, stammt erst aus Mitte der 30er Jahre.

Es vermittelte in scheinbar praktischer Weise, wie die Idee des Platzes in der gesellschaftlichen Struktur mit der Idee kultureller Normen zu verknüpfen sei. Auf Grund der Bemühungen einer ganzen Schar von Anthropologen, Soziologen und Psychologen war das Konzept Ende der 50er Jahre fixer Bestandteil im Set der gebräuchlichen Begriffe der Sozialwissenschaft.

Es gibt zwei Arten, wie das Rollenkonzept auf Geschlecht bezogen werden kann:

- Rollen werden als für bestimmte Situationen spezifisch angesehen (z.B. für Arbeiterklassenfamilien typische Beziehungs- und Heiratsmuster)³⁴;

³⁴ z.B. Mirra Komarovsky, Blue Collar Marriage, New York 1964.

- ein Mann oder eine Frau zu sein bedeutet, ein allgemein erwartetes Set von Verhaltens- und Einstellungsweisen auszuführen, die dem jeweiligen Geschlecht angemessen erscheinen. In jedem kulturellen Kontext werden zwei Geschlechtsrollen, eine männliche und eine weibliche, angenommen. Männlichkeit und Weiblichkeit werden dann als internalisierte Geschlechtsrollen, also als Produkte sozialen Lernens oder der "Sozialisation", gedeutet.

Diese zweite, überaus verbreitete Variante des geschlechtsbezogenen Rollenkonzepts lässt sich glatt mit der Theorie der Geschlechtsunterschiede verbinden: "Geschlechtsrollen".

Geschlechtsrollen werden zumeist als kulturelle Ausfeilung biologischer Geschlechtsunterschiede gesehen. Dies ist aber nicht notwendigerweise so. Die entwickelte Position der Geschlechtsrollentheorie wurde Mitte der 50er Jahre vor allem von Talcott Parsons formuliert³⁵: Die Unterscheidung zwischen männlichen und weiblichen Geschlechtsrollen wird hier behandelt als Unterscheidung zwischen "instrumentalen" und "expressiven" Rollen in der Kleingruppe Familie. Geschlecht wird in dieser Sicht deduziert aus einem allgemeinen soziologischen Gesetz, nämlich aus der Differenzierung von Funktionen in sozialen Gruppen (Connell 1995: 23).

Die Vorstellung, dass Männlichkeit die internalisierte männliche Geschlechtsrolle ist, erlaubt freilich ihre soziale Veränderbarkeit. Das ist gelegentlich als Vorteil der Rollentheorie gegenüber der Psychoanalyse angesehen worden. Weil die Rollennormen soziale Fakten sind, können sie durch soziale Prozesse verändert werden. Das geschieht immer dann, wenn die Sozialisationsagenturen (Familie, Schule, Massenmedien usw.) neue Erwartungen übermitteln. Wandel war daher auch ein zentrales Thema in den ersten ausführlichen Diskussionen der "männlichen Geschlechtsrolle", wie sie in den 50er Jahren in amerikanischen sozialwissenschaftlichen Journalen aufschienen. Am bemerkenswertesten war ein Beitrag von Helen Hacker³⁶, die vermutete, dass nun expressive Funktionen instrumentalen Funktionen hinzugefügt würden. Von Männern würde daher nun erwartet, dass sie gleichermaßen interpersonale Fertigkeiten aufweisen und stark wie Eichen sein sollten.

³⁵ Vgl. Talcott Parsons/Robert F. Bales, *Family, Socialization and Interaction Process*, London 1956.

³⁶ Helen Mayer Hacker, *The new burdens of masculinity*, in: *Marriage and Family Living* 19 (1957), S. 227 - 233.

Diese Vorstellung wurde zum Klischee der 70er Jahre (Connell 1995: 23). Die Rollentheorie konnte also selbst den Konflikt in der Idealvorstellung von Männlichkeit zulassen, weil er mehr aus konfligierenden oder unbewältigbaren sozialen Erwartungen als aus Repression abgeleitet wurde³⁷.

Die erste Generation der Geschlechtsrollentheoretiker nahm an, dass die Rollen klar definiert sind, dass die Sozialisation harmonisch abläuft und dass das Erlernen der Geschlechtsrolle eine ausgemacht gute Sache sei. Internalisierte Geschlechtsrollen würden zu gesellschaftlicher Stabilität, zu psychischer Gesundheit und zur Erfüllung notwendiger gesellschaftlicher Funktionen beitragen. Die funktionalistische Theorie nahm eine Konkordanz zwischen sozialen Institutionen, der normativen Prägung von Geschlechtsrollen und den gegebenen Persönlichkeiten an.

Es war mehr die politische Selbstgefälligkeit dieses theoretischen Ansatzes als das Geschlechtsrollenkonzept selbst, das durch den Feminismus der 70er Jahre aufgestört wurde (Connell 1995: 23). Mit dem Aufkommen des akademischen Feminismus boomte die Geschlechtsrollenforschung wie nie zuvor. Aber nun wurde allgemein angenommen, daß die weibliche Geschlechtsrolle unterdrückerisch und Rolleninternalisierung ein Mittel ist, Mädchen und Frauen in untergeordnete gesellschaftliche Positionen zu pressen. Rollenforschung wurde zu einem politischen Werkzeug von Problemdefinition und Reformstrategien: Geschlechtsrollen könnten durch Veränderung der Erwartungen in Schulen aufgebrochen und neue Rollenmodelle etabliert werden. Strategien der Geschlechtsrollenreform begannen in den USA und wurden bald auch international verfolgt (1975: australischer Regierungsbericht, U.N. Dekade der Frauen).

Das Frauenferment unter den westlichen Intellektuellen wirkte bald auch auf Männer (Connell 1995: 24). Mitte der 70er Jahre starteten eine kleine, aber dennoch viel diskutierte Männerbefreiungsbewegung und ein kleines Netzwerk männlicher Selbsterfahrungsgruppen in den USA, aber auch anderen Ländern³⁸. In einem kleineren Literaturboom wurde

³⁷ Ruth E. Hartley, Sex-Role pressures and the socialization of the male child, in: Psychological Reports 5 (1959), S. 457 - 468.

³⁸ Warren Farrell, The Liberated Man. Beyond Masculinity: Freeing Men and their Relationships with Women, New York 1974; Jack Nichols, Men's Liberation. A New Definition of Masculinity, New York 1975.

argumentiert, dass die männliche Geschlechtsrolle unterdrückerisch ist und gewandelt bzw. beseitigt werden müsste (Connell 1995: 24).

Das Bild bzw. Ensemble der männlichen Geschlechtsrolle wurde in dieser Literatur auf Grund der offensichtlichen Forschungsdefizite aber zumeist noch recht konventionell gezeichnet. Diese Literatur beinhaltete vorwiegend feministische Kritik an Männern, mediale Männlichkeitsbilder, Einstellungstests, das Entdecken von Geschlechtsunterschieden, autobiographische Hinweise zum Sport usw. Der amerikanische Psychologe Joseph Pleck kontrastierte eine "traditionelle" und eine "moderne" männliche Rolle³⁹. Viele der Schriften der 70er Jahre ermutigten Männer in Richtung der modernen Version (Therapien, Selbsterfahrungsgruppen, politische Diskussionen, Rollenteilung in der Ehe, Selbsthilfegruppen).

Die Diskussionen setzten mit der Frauenbewegung ein und sympathisierten in einer gewissen Periode auch mit ihr. Die Machtdimension des Geschlechtes wurde klar artikuliert⁴⁰. Es wurde die inhaltliche Verbindung erkannt zwischen Frauenunterdrückung und Machthierarchie unter Männern, besonders die Unterdrückung schwarzer und schwuler Männer wurde thematisiert. Gleichzeitig beinhaltete das männliche Rollenbild freilich auch Ambivalenz gegenüber Frauen und die Bereitschaft, den Einsatz für den Feminismus zu dämpfen. Die Unterdrückung von Männern wurde mit jener der Frauen gleichgesetzt und eine "Hierarchie der Unterdrückung" wurde geleugnet (Connell 1995: 24f.).

Diese Ambivalenz war dem Geschlechtsrollen-Ansatz inhärent (Connell 1995: 25). Die logische Voraussetzung der Geschlechtsrollenanalyse besteht ja in der Reziprozität der beiden Rollen. Rollen werden durch Erwartungen und Normen festgelegt, Geschlechtsrollen durch Erwartungen, die dem biologischen Status anhaften. Nichts davon erfordert die Machtanalyse.

³⁹ Joseph H. Pleck, The male sex role: definitions, problems, and sources of change, in: Journal of Social Issues 32 (1976), S. 155 - 164.

⁴⁰ Joseph H. Pleck, Men's power with women, other men, and society: a men's movement analysis, D. Hiller, R. Sheets (Hrsg.), Women and Men: The Consequences of Power, Cincinnati 1977; Jon Snodgrass (Hrsg.), For Men Against Sexism: A Book of Readings, Albion 1977.

Gleichzeitig tendiert die Geschlechtsrollentheorie aber auch dazu, die Positionen von Männern und Frauen als komplementär zu verstehen⁴¹.

Wenn Unterdrückung in einem Rollensystem aufscheint, wird sie als einengender Druck wahrgenommen, der durch die Rolle auf das Ich ausgeübt wird. Das gilt sowohl für die männliche wie auch für die weibliche Rolle. Die Beziehung zwischen Rolle und Ich war daher zentrales Thema. Pleck kritisierte daher das "männliche Geschlechtsrollenidentitäts"-Paradigma, wie er die funktionalistische Geschlechtsrollentheorie bezeichnete, wegen ihrer Konkordanzannahme im Verhältnis von Norm und Persönlichkeit, der Vorstellung also, dass Konformität zu Geschlechtsrollennormen psychische Anpassung begünstigt⁴².

Diese Kritik war sehr wirksam. Pleck zeigte nämlich, was alles im funktionalistischen Geschlechtsrollendiskurs als gegeben angenommen wurde und wie wenig davon auch wirklich empirisch abgesichert war. Pleck bot zudem eine beinahe Foucaultsches Argument an: Das Aufkommen der normativen Geschlechtsrollentheorie war selbst eine Form der Geschlechterpolitik. Historischer Wandel in den Geschlechterverhältnissen verlangte nach einer Änderung der Form sozialer Kontrolle über Männer, weg von externen zu mehr inneren Kontrollen (Connell 1995: 25): "Das Konzept der Geschlechtsrollenidentität bewahrt jene Individuen, die ihre traditionelle Geschlechtsrolle verletzen, vor ihrer gänzlichen Aufgabe; statt dessen fühlen sie sich persönlich unangemessen und unsicher" (Pleck, zit. n. Connell 1995: 25). Normative Geschlechtsrollentheorie hilft also, sozialen Wandel zu dämpfen. Pleck schlug stattdessen eine nicht-normative Geschlechtsrollentheorie vor, die die Rolle vom Ich abkoppelt. Er suchte nach einem Modell männlicher Geschlechtsrollen,

- das selbst psychisch dysfunktionale Geschlechtsrollenkonformität zulässt (Connell 1995: 25f.),
- denn die Rollennormen können und müssen sich von Zeit zu Zeit verändern und
- viele Menschen haben Normen verletzt und spüren Vergeltung, mindestens ebenso viele verhielten sich aber überkonform.

Das würde die Theorie der männlichen Rolle konsistenter machen und die Momente des anhaftenden biologischen Determinismus loswerden. Diese korrigierte Sicht würde aber noch

⁴¹Vgl. Parsons Theorie der instrumentalen (männlichen) und expressiven (weiblichen) Orientierungen.

⁴²Joseph H. Pleck, *The Myth of Masculinity*, Cambridge 1981.

nicht wirklich ausbrechen aus den oftmals aufgezeigten intellektuellen Grenzen der Rollenperspektive (Connell 1995: 26).

Rollentheoretiker ignorieren geäußerte Kritik. Der Begriff "männliche Rolle" steht weiterhin breit in Gebrauch. Die wesentlichen Punkte der Kritik sind:

- Die Rollentheorie ist begrifflich überaus vage. Derselbe Begriff wird dazu benutzt, um einen Beruf, einen politischen Status, ein vergängliches Geschäft, ein Hobby, eine Lebensphase und ein Geschlecht zu beschreiben.
- Weil die Grundlagen der Rollendefinitionen sich wandeln, führt die Rollentheorie zu inkohärenten Analysen gesellschaftlichen Lebens.
- Rollentheorie übertreibt das Ausmaß, in dem menschliches soziales Verhalten prognostizierbar ist.
- Durch Annahme reziproker Vorhersagbarkeit wird soziale Ungleichheit und Macht unterschleiert.

Aus all diesen Gründen ist die "Rolle" als theoretischer Rahmen für Gesellschaftsanalysen unbrauchbar (Connell 1995: 26). Das heißt nicht, dass die dramaturgische Metapher der Rolle unnützlich wäre, um gesellschaftliche Verhältnisse zu verstehen. Sie ist passend für Situationen,

- für die ausformulierten Drehbücher existieren,
- für die ein klar bestimmtes Publikum existiert und
- der Einsatz nicht zu hoch ist (Connell 1995: 26).

Keine dieser Bedingungen gilt aber für Geschlechterverhältnisse. "Geschlechtsrolle" ist prinzipiell eine unangemessene Metapher für Geschlechterbeziehungen (Connell 1995: 26).

In der Geschlechtsrollentheorie ist die Handlung mit einer Struktur verknüpft, die durch biologische Differenz, durch die Dichotomie von männlich und weiblich, und nicht durch eine Struktur, die durch soziale Beziehungen definiert wird. Das führt zu einem Kategorialismus, der Reduktion des Geschlechts auf zwei homogene Kategorien, verraten durch das ständige Verschwimmen der Geschlechtsunterschiede mit den Geschlechtsrollen. Geschlechtsrollen werden als reziprok bestimmt. Polarisierung ist notwendiger Teil des Konzepts. Das führt zu Fehlwahrnehmung der sozialen Wirklichkeit, die Unterschiede zwischen Männern und Frauen übertreibend, während die Strukturen von Ethnie, Klasse und Sexualität verdunkelt werden.

Diskussionen um die "männliche Geschlechtsrolle" haben zumeist schwule Männer übersehen und haben auch wenig zu sagen über Ethnizität (Connell 1995: 27).

Die Unterscheidung zwischen Verhalten und Erwartung ist grundlegend für die Rollenmetapher. Dennoch verabsäumt es die männliche Geschlechtsrollenliteratur, beides separat zu dokumentieren. Sie nimmt eines als Evidenz des anderen. Ergebnis ist die Unmöglichkeit, den Widerstand in der Geschlechtspolitik zu verstehen. Menschen, die gegen die Machtstrukturen ankämpfen (z.B. eine stigmatisierte Identität nutzend, um Solidarität geltend zu machen und Widerstand zu mobilisieren, wie es die Homosexuellenbewegung getan hat), können einfach nicht in den Rollenkategorien von "Norm" und "Abweichung" dargestellt werden (Connell 199: 27).

Geschlechtsrollentheorie hat eine fundamentale Schwierigkeit, mit Machtaspekten umzugehen. Wenn die Unterschiede in der Lage von Männern und Frauen durch Berufung auf Rollendifferenzierung erklärt werden, wird Gewalt heruntergespielt und Zwang durch die Konsensannahme ausgeblendet.

Die Problematik mit der Macht ist Teil einer größeren Schwierigkeit mit gesellschaftlicher Dynamik: Die Geschlechtsrollentheorie versteht Wandel nicht als eine Dialektik innerhalb der Geschlechterverhältnisse, Wandel erscheint bei ihr als eine Auswirkung auf die Rolle, die von irgendwoher (z.B. auf grund technischen Wandels) kommt.

Der männliche Geschlechtsrollenansatz ist zudem überaus reaktiv. Er generiert keine strategische Politik der Männlichkeit.

Die neuen sozialwissenschaftlichen Ansätze:

Historische Ansätze:

Neue theoretische Ansätze zur Männlichkeit entstanden in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Sie wurden durch die Männerbewegung und die Geschlechtsrollenpsychologie stimuliert. Sie konnten aber durch die Rollentheorie nicht behindert werden (Connell 1995: 27). Kernelement der neuen theoretischen Sichtweisen ist

die Evidenz von Diversität und Transformation der Männlichkeiten. Aufgezeigt wurde dies vor allem durch historische und ethnographische Forschungen (Connell 1995: 28).

Geschichte handelte immer von Männern - zumindest von reichen und bekannten Männern. Das ist in den 70er Jahren von Feministinnen auch stark hervorgekehrt und mit der Forderung nach Frauengeschichte und damit Ausbalancierung verknüpft worden. Ende der 70er Jahre startete dann auch eine reziproke neue historische Männerforschung, die sich vor allem mit der Idee der Männlichkeit befasste (Connell 1995: 28). Anfänglich war diese Forschung noch in den Konzepten der Rollentheorien verhaftet, später gingen die besseren Arbeiten über diese normative Begrifflichkeit hinaus zu den verursachenden Strukturen und Institutionen über (Schule, Justiz, Arbeitsmarkt, Militär usw.) (Connell 1995: 28f.).

Aus diesen historischen Forschungen wird klar ersichtlich, dass Männlichkeitskonzeptionen verstrickt sind in die Geschichte der Institutionen und ökonomischen Strukturen. Männlichkeit ist nicht nur eine Vorstellung im Kopf oder eine persönliche Identität. Sie ist überall in der Welt zugegen und läuft sich verdichtend letztlich in den organisierten sozialen Beziehungen zusammen (Connell 1995: 29). Um Männlichkeit in ihrem historischen Wandel zu verstehen, müssen wir daher die Veränderungen dieser sozialen Beziehungen analysieren. Das erfordert auch, eine Einheit wie "die Familie" aufzuknacken⁴³ in die verschiedenen Beziehungselemente, aus denen sie sich zusammensetzt: das Aufziehen der Kinder, die Erwerbsarbeit, die sexuellen Beziehungen, das Muster der Arbeitsteilung. Diese Beziehungsmuster können sich in unterschiedlichen Zyklen und Rhythmen verändern und bewirken jeweils durchaus festzustellende Spannungen und Modifikationen im Männlichkeits- und Weiblichkeitsverständnis.

Ebenso aber müsste auch der Kolonialismus und die europäische Machtexpansion auf geschlechtliche Subtexte hin durchforstet werden, immerhin haben sie in einer bestimmten Periode turbulente männliche Subkulturen produziert, die gesellschaftliche Ordnungen durchaus ernsthaft bedroht haben⁴⁴. Daher trachtete auch Kolonialstaatspolitik zunächst,

⁴³Vgl. Michael Gilding, *The Making and Breaking of the Australian Family*, Sydney 1991.

⁴⁴Soziale Beziehungen im weitestmöglichen Ausmaß, der globalen Expansion europäischer Macht, sind Gegenstand der bemerkenswertesten historischen Studie zu Männlichkeit: Jock O. C. Phillips, *Mummy's boys: Pakeha men and male culture in New Zealand*, in: Phillida Bunkle/Beryl Hughes, *Women in New Zealand*

durch Etablierung von auf Familien beruhenden Siedlungen ihre Kontrolle wiederzuerlangen. Männlichkeit wurde neuerlich in eine eheliche Lebensform eingebunden und garantierte so geordnetere Verhältnisse. Später aber änderten sich die Bedürfnisse nach sozialer Kontrolle immer wieder und es gab natürlich auch Perioden, in denen der Staat wieder auf wilde, ungezähmte Männlichkeit setzen mußte (z.B. Neuseeland: im Burenkrieg und in den beiden Weltkriegen): Kriegermythen wurden geschaffen und gepflegt; Politiker und Medien erzeugten mittels öffentlicher Rituale das adäquate öffentliche Bild von Männlichkeit (Connell 1995: 29f.). Über das Konzept der Männlichkeit wurde etwa in Neuseeland das traditionelle Siedlerethos mit den auch rassistischen Konnotationen imperialer Solidarität, dem Kampf für die britisch-imperiale Armee, verknüpft.

Ein Instrument, die Widersprüche der Männlichkeit zwischen den Phänomenen von Gewalt und sozialer Kontrolle zu überbrücken, war organisierter Sport (besonders Rugby, Fußball). Teamsport wurde - in der englischsprachigen Welt - geschaffen als strikt regelgebundene Arena. Zudem war er auch geeignet, Massenenthusiasmus zu erzeugen. Sport als Bewährung für Männlichkeit ist also nichts Natürliches. Es wurde vielmehr historisch als politische Strategie produziert (Connell 1995: 30). Connell schildert unter Bezugnahme auf Details der historischen Entfaltung des Konstrukts Männlichkeit die Entwicklung Neuseelands (vgl. Fußnote 14). Aus diesem Material lässt sich aber beispielhaft nachvollziehen, wie Männlichkeit als kulturelle Form erzeugt worden ist, so dass sich Männer selbst in den Tod schicken ließen. Das Männlichkeitsmuster wurde erzeugt in einem Zusammenspiel aus sich verändernden sozialen Beziehungen einer Siedlerbevölkerung, dem lokalen Staat, dem britischen imperialen System und den globalen Rivalitäten der imperialistischen Mächte. Das Männlichkeitsmuster war kein automatischer Effekt dieser Kräfte, sondern wurde bewusst genährt als strategische Antwort auf eine gegebene historische Situation. Es war auch nicht das einzige Muster, das aus dieser Konstellation erwachsen hätte können. Es hätten durchaus Arbeit und Pazifismus stärkere Werte und Fußball diskreditiert werden können. Die Durchsetzung einer bestimmten Art von Männlichkeit setzt immer politische Kämpfe voraus und beinhaltet somit die Niederlage historischer Alternativen. Historische

Societs, Sydney 1980, S. 217 - 243, ders. Rugby, war and the mythology of the New Zealand male, in: New Zealand Journal of History 18 (1984), S. 83 - 103, ders. A Man's Country? The Image of the Pakeha Male. A History, Auckland 1987.

Männlichkeitsforschung führt über die Analyse der Institutionen immer auch zu Fragen nach den Agenturen in sozialen Auseinandersetzungen (Connell 1995: 30).

Ethnographie des anderen

Eigentliches Kernthema der Anthropologie bildeten ursprünglich die kleinen Stammesgesellschaften ("small-scale societies"), denen Europäer und Nordamerikaner im Zuge ihrer kolonialen Expansionen begegneten. Im frühen 20. Jhdt. wurde die Ethnographie zu einer charakteristischen Forschungsmethode: Sehr detailliert wurden Lebensweisen beschrieben, an denen Forscher teilhaben konnten. Die Arbeiten beruhten also auf persönlichen Beobachtungen und Gesprächen mit Informanten in ihrer Sprache (Connell 1995: 30f.).

Die Ethnographie versuchte also, die Unterschiede zwischen den kolonialisierten Kulturen und den marktwirtschaftlichen und staatskontrollierten Gesellschaften Europas und Nordamerikas zu erfassen. Das führte zu einer vorrangigen Fokussierung auf Religionen und Mythen sowie auf Verwandtschaftssysteme. Von diesen beiden Aspekten nahm man an, dass sie die besonderen Strukturen "primitiver" Gesellschaften vermitteln. Beide Themenbereiche stellen aber auch besonders reiche Informationsquellen zu den Geschlechterverhältnissen dar, wie sie durch den Feminismus, die Psychoanalyse und die Geschlechtsrollentheorie kontrovers erörtert wurden (Connell 1995: 31).

So eröffnete Bronislaw Malinowski auf Grund seiner ethnologischen Forschungen auf den Trobriand-Inseln schon früh eine Debatte zur Universalität des Ödipus-Komplexes⁴⁵. Margaret Mead demonstrierte wiederum Mitte der 30er Jahre eindrucksvoll die kulturelle Diversität der Bedeutungen für Männlichkeit und Weiblichkeit⁴⁶; dennoch konnte Mead nicht ihren Glauben ablegen, dass all dem eine natürliche Heterosexualität unterlegt wäre.

⁴⁵ Bronislaw Malinowski, *Sex and Repression in Savage Society*, London 1927, ders., *The Sexual Life of Savages in North-Western Melanesia*, London 1932.

⁴⁶ Margaret Mead, *Sex and temperament in Three Primitive Societies*, New York 1963 (1935). In ihren späteren Arbeiten wurde die Theoretisierung von Geschlecht konservativer: vgl. Margaret Mead, *Male and Female: A Study of the Sexes in a Changing World*, London 1950.

Mit der zweiten Welle des Feminismus in den 70er Jahren entstanden auch neue Arbeiten zur Anthropologie des Geschlechts, die zumeist von Forscherinnen stammten, die zunächst Frauenleben dokumentieren wollten. Später folgten dann - ähnlich wie in der historischen Forschung - auch eine Vielzahl von Arbeiten über unterschiedliche, kulturell geformte Bilder von Männlichkeit⁴⁷.

Im positivistischen Modell der Sozialwissenschaften wird man dazu angeleitet, die vielen Einzel- und Fallstudien kulturübergreifend zu verallgemeinern und universale Gesetze menschlicher Gesellschaften zu formulieren. Dies versuchte auch David Gilmore⁴⁸. Gilmore betrachtet die Anthropologie als Fundgrube für Informationen über Männer und Männlichkeit. So summierte er ethnographische Einsichten aus allen Teilen der Welt, um eine breite Basis für seine Generalisierungen über Männlichkeit zu schaffen. Sein Erkenntnisinteresse gipfelte also in den Fragen:

- Gibt es eine Tiefenstruktur der Männlichkeit,
- gibt es einen globalen Archetypus der Männlichkeit?

Gilmore stellt uns dafür als Antwort bereit, dass Männlichkeit eben nur schwer erreichbar ist und daher Kämpfe impliziert in einem abgrenzbaren männlichen Raum, weshalb ihre Erlangung auch durch Initiationsriten markiert werden muss (Connell 1995: 32). Die kulturelle Funktion maskuliner Ideologie besteht nach Gilmore vor allem darin, Männer zu

⁴⁷Z.B. Michael Herzfeld, *The Poetics of Manhood: Contest and Identity in a Cretan Mountain Village*, Princeton 1985: der Schafdiebstahl in den kretischen Bergdörfern als Gelegenheit der männlichen Performanz.

Ralph Bolton, *Machismo in motion: the ethos of Peruvian truckers'*, in: *Ethos* 7 (1979), S. 312 - 342: Die ethnologische Debatte über "Machismo" in Lateinamerika lenkte die Aufmerksamkeit auf das Phänomen der Ideologie, also auf jenes maskuline Ideal, das die Beherrschung von Frauen, Konkurrenz zwischen Männern, aggressives Imponiergehabe, gewalttätige Sexualität und eine doppelte Standards beansprucht.

Gilbert Herdt, *Guardians of the Flutes: Idioms of Masculinity*, New York 1981: Analyse männlicher Kulte und Initiationsriten ergab Hinweise auf gewalttätige, aggressive Männlichkeit, die auf homosexuellen Beziehungen beruht. In unserem kulturellen Kontext meint man jedoch, daß Homosexualität Effemination, Momente der Unmännlichkeit beinhaltet. Zudem wird durch diese Einsichten auch unser Bild gestört, daß Homosexualität auf eine kleine Minderheit beschränkt ist. In der untersuchten Population werden in einer bestimmten Lebensphase alle Männer mehr oder weniger homosexuell ("ritualisierte Homosexualität").

⁴⁸David Gilmore, *Manhood in the Making: Cultural Concepts of Masculinity*, New Haven 1990. In deutscher Übersetzung: *Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder*, München/Zürich 1991 (überraschenderweise mit einem Vorwort von Maja Nadig)

Leistungen zu motivieren. "So lange nämlich Schlachten gekämpft, Kriege gewonnen, Höhen erklommen, schwere Arbeit geleistet werden müssen, werden manche von uns "wie Männer handeln" müssen"(Gilmore, zit. n. Connell 1995: 33).

In psychologischer Hinsicht erscheint Männlichkeit als Abwehrmaßnahme gegenüber Regressionen zu prä-ödüpale Identifikationen mit der Mutter. Das gilt - aus Gilmores Sicht - in der Regel für die meisten Kulturen, obwohl auch Ausnahmen entspannterer und stärker "passiverer" Muster der Männlichkeit existieren (Tahiti, Malaysia).

"Dass eine weltweite Suche nach ethnographischer Evidenz Resultate solcher phantastischer Banalität produzieren kann, bietet Anlass zum Staunen. Ist in der Ethnographie etwas falsch gelaufen? Ich glaube nicht; das Problem liegt vielmehr in der Art, wie sie zum Gebrauch angeboten wird. Gilmores theoretischer Rahmen ist die Geschlechtsrollentheorie. Seine Arbeit verkörpert die zuvor erörterten Konfusionen und Verkürzungen. Sein Buch zeigt die Unbrauchbarkeit des Versuchs, eine positivistische Wissenschaft der Männlichkeit durch kulturübergreifende ("cross-cultural") Generalisierung zu schaffen" (Connell 1995: 33).

Die positivistische Methode setzt einen stabilen Gegenstand des Wissens voraus, der auch quer durch alle Fälle hindurch konstant bleibt. Kann "Männlichkeit" ein solcher Gegenstand sein? Andere Ethnologen nehmen aber gerade das nicht an, sie deuten Geschlecht als Metapher und nicht als Geschlechtsrolle⁴⁹. Thematisierung des Clans als "Clan von Männern" sagt nichts über geschlechtsspezifische Über- und Unterordnung im Clan aus, sondern zeigt bloß etwas an über Potential und Macht des Clans als Kollektiv. Es bedeutet also nicht, dass es keine Frauen im Clan gibt oder dass sie etwa die männliche Geschlechtsrolle anzunehmen hätten. Diese Sicht widerspricht der Vorstellung vom alles strukturierenden natürlichen Geschlechtsunterschied und stört jede positivistische Fassung von Männlichkeit (Connell 1995: 33). Die Ethnologin Marilyn Strathern zwingt uns also, ein völlig anderes, uns fremdes Universum an Bedeutungen über Geschlecht zu akzeptieren. Eine Wissenschaft, die versucht, diese Erfahrungen - wie im Falle des konventionellen Männlichkeitsverständnisses - mit Begriffen aus der so anderen europäisch/amerikanischen Erfahrungswelt zu begreifen, muss fehlgehen (Connell 1995: 33).

⁴⁹Vgl. Marilyn Strathern, The achievement of sex: paradoxes in Hagen gender-thinking, in: E. Schwimmer (Hrsg.), The Yearbook of Symbolic Anthropology, London 1978, S. 171 - 202.

Ethnologie kann nur durch Erkennen jener sozialen Beziehungen, auf der die Produktion ethnologischen Wissens beruht, einen Beitrag leisten zu einer sozialwissenschaftlichen Theorie des Geschlechts. Positivistische Wissenschaft blendet historische Dimensionen aus. Wir sollten diesen Gedächtnisschwund ("amnesia") nicht akzeptieren. Ethnologisches Wissen über Männlichkeit ist wertvoll, wenn sie als Teil der globalen Geschichte verstanden wird, die durch Enteignung, Kampf und Transformation zu charakterisieren ist. Wenn diese Gesellschaften ihre eigenen Geschichten erzählen, wird sich auch unser Wissen über westliche Männlichkeit grundlegend verändern (Connell 1995: 34).

Soziale Konstruktion und Geschlechterdynamik

In der Soziologie ist mit der neueren Forschung des letzten Jahrzehnts wohl der größte Bruch zum Geschlechtsrollenansatz festzumachen. Diese neuen Arbeiten lassen sich zwar nicht auf ein geschlossenes Paradigma vereinigen, aber einige gemeinsame Einsichten stehen außer Frage:

- die Konstruktion von Männlichkeit im Alltagsleben,
- die Bedeutung ökonomischer und institutioneller Strukturen,
- signifikante Differenzen zwischen Männlichkeiten,
- der widersprüchliche und dynamische Charakter des Geschlechts (Connell 1995: 35).

Geschlecht ist niemals schon vor sozialer Interaktion fixiert, es wird vielmehr erst in und mit der Interaktion konstruiert. Diese Tatsache lässt sich sowohl anhand ethnomethodologischer Gesprächsanalysen aufzeigen wie auch an Organisationsforschungen zur Diskriminierung durch Manager oder an Studien über Berufssportler⁵⁰ oder an teilnehmenden Beobachtungen in Body-building-Zentren⁵¹.

Diese Forschungen beschäftigen sich - ganz ähnlich wie die vorangegangene Geschlechtsrollenforschung - mit öffentlichen Konventionen über Männlichkeit. Allerdings wurden diese nicht als prä-existente Normen aufgefasst, die passiv internalisiert und ausgeführt werden. Die neuen Forschungen durchleuchten die Entstehung oder

⁵⁰ Vgl. Michael A. Messner, *Power at play: Sports and the Problem of Masculinity*, Boston 1992.

⁵¹ Vgl. Alan M. Klein, *Little Big Men: Bodybuilding Subculture and Gender Construction*, Albany 1993.

Wiederentstehung von Konventionen in der gesellschaftlichen Praxis selbst. Das führt zu einem Interesse am politischen Prozess der Normsetzung: an den Interessen, die mobilisiert werden, und an den Techniken, die zur Konstruktion gebraucht werden. So lässt sich etwa zeigen, wie Wirtschaft und politische Interessen die aggressiv maskulinisierte Welt des professionellen Eishockeys geschaffen haben⁵². Gleichzeitig entsteht aber auch Interesse daran, wie ein Gegengewicht oder eine Limitation der Erzeugung einer bestimmten Art von Männlichkeit bewirkt werden kann.

Die Männlichkeitskonstruktionen im Sport illustrieren die Bedeutung eines institutionellen Settings. Wenn Buben beginnen, einen kompetitiven Sport zu betreiben, lernen sie nicht nur ein Spiel, sie treten vielmehr in eine organisierte und institutionalisierte Welt ein (Messner, zit. n. Connell 1995: 35). Nur eine kleine Minderheit erreicht die Spitze des Berufssports. Die Erzeugung von Männlichkeit in der Sportwelt ist gekennzeichnet durch eine hierarchische, kompetitive Struktur der Institutionen. Diese Struktur ist nicht zufällig entstanden. Der Staat selbst schaltete sich beispielsweise in die Organisation von Freizeitmöglichkeiten für Buben ein⁵³.

Was für den Sport gilt, gilt auch für die Arbeitswelt. Ökonomische Bedingungen und organisatorische Strukturen führen zur Entstehung bestimmter Männlichkeitskonstruktionen. Schwerarbeit in Fabriken und Minen verbraucht die Körper der Arbeiter. An dieser Zerstörung lässt sich die Härte der Arbeiter und der Arbeit ablesen, das kann daher auch eine Methode sein, Männlichkeit zu demonstrieren. Das geschieht nicht, weil manuelle Arbeit notwendigerweise destruktiv ist, sondern weil sie in einer zerstörerischen Weise unter ökonomischen Druck und Kontrolle durch das Management auszuführen ist⁵⁴.

Dem entsprach in der gewerkschaftlichen Tradition die wertemäßige Aufladung von starker Männlichkeit: War dies doch in einer gewissen historischen Phase wichtiges Kriterium für Arbeitsfähigkeit in für kapitalistisch-industrielle Entwicklung zentralen Bereichen (Bergbau, Stahlindustrie). Die Heroisierung von Arbeit war stark mit Idealisierung bestimmter Art von

⁵² Richard Gruneau/David Whitson, *Hockey Night in Canada: Sport, Identities and Cultural Politics*, Toronto 1993

⁵³ Vgl. Gary Alan Fine, *With the Boys: Little League Baseball and Preadolescent Culture*, Chicago 1987.

⁵⁴ Mike Donaldson, *Time of our Lives: Labour and Love in the Working Class*, Sydney 1991.

Männlichkeit verknüpft. Mit dem Niedergang dieser Wirtschaftsbereiche in den alten Industrieregionen aber wurde Arbeitslosigkeit zunehmend gerade zu einem "Problem der starken Männer", wie es kürzlich der Harvard-Ökonom und Arbeitsmarktexperte Richard Freeman in einem Interview in Wien formuliert hat: "Frauen sind viel besser für die Jobs des nächsten Jahrhunderts geeignet als Männer, sie können im Team arbeiten und haben einen guten Umgang mit anderen Leuten. Das Problem sind die muskulösen Männer mit wenig Ausbildung" (Der Standard, 6./7.7.1996).

Männlichkeit im Angestelltenbereich⁵⁵ konstruiert sich anders als der Arbeiterklassenmaskulinismus, dennoch kommen Schaffung und Verteidigung männlicher Angestelltenpositionen als Prozess zu Bewusstsein. Klassen- und ethnische Differenzierung von Männlichkeit hat sowohl in der britischen wie auch US-amerikanischen Forschung Tradition⁵⁶.

Unterschiede zwischen Klassen- und ethnischen Settings sind wichtig, aber sie bilden nicht das einzige Differenzierungsmuster. Studien haben nämlich aufgewiesen, dass im selben kulturellen oder institutionellen Setting unterschiedliche Männlichkeiten entstehen können (z.B. in Schulen von Arbeiterkindern: raue Burschen ("rough 'lads'") entwickelten eine eher widerständige Männlichkeit, die sie in die Fabriken rekrutierte; davon unterschieden: die "ear'oles", Buben aus demselben sozialen Milieu, die jedoch den Schulanforderungen gerecht wurden und dem akademischen Wettbewerb standhielten⁵⁷).

Solche empirischen Beobachtungen, die psychoanalytischen Arbeiten zur Persönlichkeitsentwicklung und Ideen der Homosexuellenbewegung führten zur Idee einer "hegemonialen Männlichkeit" (Connell 1995: 37). Nur die Diversitäten der Männlichkeit wahrzunehmen, reicht für die Analyse von Männlichkeit freilich nicht aus. Man muss auch die

⁵⁵ David Collinson/David Knights/Margaret Collinson, *Managing to Discriminate*, London 1990.

⁵⁶ Andrew Tolson, *The Limits of Masculinity*, London 1977; James W. Messerschmidt, *Masulinities and Crime: Critique and Reconceptualization of Theory*, Lanham 1993; Robert Staples, *Black Masculinity: The Black Male's Role in American Society*, San Francisco 1982.

⁵⁷ Vgl. Paul Willis, *Learning to Labour: How Working Class Kids get Working Class Jobs*, Farnborough 1977; S. D. J. Ashenden Kessler, R. W. Connell, G. W. Dowsett; Gender relations in secondary schooling, In: *Sociology of Education* 58 (1985), S. 34 - 48.

Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Arten der Männlichkeit verstehen: Beziehungen der Allianz, der Dominanz und der Subordination. Diese Beziehungen werden durch Ausschluss- und Einschließungspraktiken konstruiert, die einschüchtern, ausbeuten usw. Es gibt eine Geschlechtspolitik innerhalb von Männlichkeit (Connell 1995: 37).

Schulstudien zeigen sehr eindrücklich die Bedeutung von Hegemoniemustern. In bestimmten Schulen wird durch Hochhaltung kompetitiven Sports Männlichkeit hegemonial: Sportliches Können gilt als Bewährung von Männlichkeit, selbst bei Buben, die den Umkleideraum verabscheuen. Diejenigen, die das Hegemonialmuster zurückweisen, haben zu kämpfen oder aber einen Ausweg zu finden (z.B. Schulzeitung).

Hegemonie bedeutet nicht totale Kontrolle. Sie kommt nicht automatisch, sie kann gestört werden oder aber selbst stören. Es kann zu viel sportliche Befähigung geben. Die "legale" Gewalt kann zu hart werden und andere Spieler verletzen. Das Ausleben der männlichen Aggression kann den Sport als Gesamtes diskreditieren (Connell 1995: 37).

Die Beziehungen, die Männlichkeit konstruieren, sind dialektisch strukturiert. Sie korrespondieren nicht mit der einbahnigen Verursachung im Sozialisationsmodell. Überschüssige Männlichkeit muss nicht unbedingt durch die jeweilige Institution (z.B. Schule) auch intendiert sein. Schulautoritäten können auch nur als Folie dienen, gegen die die Buben widerständige Männlichkeit aufbauen (Connell 1995: 37).

Manche Bodybuilder müssen aus ökonomischen Gründen sexuelle Dienstleistungen an schwule Mittelklassenmänner verkaufen, die sie bewundern und begehren. Aber homosexuelle Praxis in einer schwulenfeindlichen Kultur diskreditiert genau jene Männlichkeit, die diese Männer verkörpern. Diejenigen, die "auf den Strich gehen", reinterpreten auf wunderbare Weise, was sie tun, und verleugnen ihr eigenes homosexuelles Engagement (Connell 1995: 38).

Auch wenn wir verschiedene Männlichkeitstypen erkennen können, müssen wir sie nicht als fixierte Kategorien ansehen. Die psychoanalytische Theorie der Charaktertypen kann in dieser Hinsicht in die Irre führen. Es ist vielmehr überaus wichtig, die Dynamik der Beziehungen auszumachen, in denen Geschlecht konstituiert wird. Es geht um die kollektiven

Konstruktionsweisen von Männlichkeit⁵⁸. Cockburn betont den politischen Charakter der Konstruktion und des Wandels von Männlichkeit.

Soziale Konstruktion von Männlichkeit bleibt - auch wenn es multiple Männlichkeiten sind - ein systematischer Prozess. Jeff Hearn hat versucht, eine allgemeine Theorie der Männlichkeit zu entwickeln⁵⁹, indem er die marxistische Analyse transformierte, um die männliche Aneignung weiblicher Arbeit und des menschlichen Werts von Frauen zu ergründen. Er bildet ein anspruchsvolles Patriarchatsmodell als unpersönliche und komplexe Struktur von Beziehungen unter Männern, die die Ausbeutung von Frauen bewerkstelligt. Das ist ein beachtlicher Fortschritt in den ansonsten dichotomen Patriarchatstheorien (Connell 1995: 38).

Victor Seidler leistete für die Kultur, was Jeff Hearn für die Gesellschaftsstruktur vollbracht hat, indem er die Alltagserfahrungen von Männern im breiten Rahmen des Patriarchats lokalisierte⁶⁰. Seidler betont die Gefühlskontrolle und die Ablehnung der Sexualität in der westlichen Männlichkeitskonstruktion. Darauf führt er die hohe Bewertung der abstrakten Vernunft in westlich-intellektuellen Traditionen zurück.

Männlichkeit muss also verstanden werden als ein Aspekt großräumiger Sozialstrukturen und weitreichender Prozesse. Von Hearn's Arbeit abgesehen, bietet die neue Soziologie der Männlichkeit keine deterministischen Modelle an. Sie analysiert verschiedene Projekte der Männlichkeit, die Bedingungen, unter denen sie aufkommen, sowie die Bedingungen, die sie erzeugen. Solches Wissen wird kaum eine positivistische Theorie der Männlichkeit unterstützen. Es wurde vielmehr gesellschaftliche Praktiken durchleuchten. Insofern hat es viel gemeinsam mit dem Wissen, das aus den sozialen Bewegungen kommt (Connell 1995: 39).

Politisches Wissen

Auch soziale Bewegungen rund um Geschlechterfragen haben ein fundiertes Verständnis für Männlichkeit erzeugt. Dieses Wissen ist aber anders organisiert als das akademische Wissen.

⁵⁸ Cynthia Cockburn, *Brothers: Male Dominance and Technological Change*, London 1983.

⁵⁹ Jeff Hearn, *The Gender of Oppression: Men, Masculinity, and the Critique of Marxism*, Brighton 1987.

⁶⁰ Victor J. Seidler, *Rediscovering Masculinity: Reason, Language and Sexuality*, London 1989.

Es ist oftmals nicht in Büchern oder Zeitschriften veröffentlicht oder findet sich in Programmen, Polemiken oder Debatten. Während akademisches Wissen die Form der Beschreibung dessen annimmt, was ist oder was war, nimmt politisches Wissen eine aktive Form an, was kann getan werden und was muss ertragen werden.

Politisches Wissen über Männlichkeit ist in unterschiedlichen Kontexten entstanden: Es gab ständige Debatten in der antisexistischen Männerbewegung. Es gab aber auch Männlichkeitsdiskurse in konservativen Parteien und fundamentalistischen Kirchen, um die traditionelle Familie zu bewahren. Am wichtigsten aber waren die Männlichkeitsanalysen oppositioneller Bewegungen (Homosexuellenbewegung, Frauenbewegung) (Connell 1995: 39f.). Sie verknüpfen Männlichkeit mit Beteiligung an Macht und Ausübung von Macht (Connell 1995: 42).

Deutschsprachige Arbeiten über Männlichkeit

Volker Elis Pilgrim war in Deutschland der erste, der im Sog der Neuen Frauenbewegung und mit ihr sympathisierend Männlichkeit thematisiert hat: "Der Untergang des Mannes", 1973. Ab Mitte der 70er Jahre konstituierte Pilgrim Männergruppen mit einigermaßen öffentlicher Resonanz "Manifest für den freien Mann", 1977/1983. Eine Auswahl der angesprochenen Themen: Männer sollen ihren Körper nicht als Gegner behandeln, der überwunden werden muss; Sexualität ist kein Eroberungsprogramm; man(n) muss den ganzen Körper genießen können; emotionale Beziehung zu anderen Männern; von Frauen lernen statt sie auszubeuten; männliche Starrheit in der Beziehung zu Kindern aufweichen. Pilgrim vertritt zwar anregende Thesen zum Thema, er ist aber vor allem als Platzhalter in Talk-Shows zum Thema Männlichkeit zu sehen. Seine Arbeiten bringen in theoretischer Hinsicht sehr wenig.

Von anderer theoretischer wie wissenschaftlicher Bedeutung ist da Klaus Theweleit (Männerphantasien, 2 Bde, 1977/78). Theweileits Thema sind Romane und Autobiographien im Umfeld der Freikorps der Weimarer Republik, die er als maskulin-ideologische Vorläufer des Nationalsozialismus betrachtet. Theweileits Arbeit beinhaltet eine kritische Auseinandersetzung mit Freuds psychoanalytischer Objektbeziehungstheorie und eine interessante psychoanalytische Auseinandersetzung und Durchdringung von Faschismus-Theorien.

Theweleits Sicht nach entstammen die Empfindungen der Freikorpsoldaten in Bezug auf ihre Erlebniswelt (Krieg, Republik und Bürgerkrieg) aus ihrem Verhältnis zu ihrem Körperinneren. Theweleit versucht daher vor allem eine Wunsch- und Körperanalyse des faschistischen Mannes, die er partiell zudem auch in eine historische Analyse des Verhältnisses zwischen Mann und Frau einbettet. Dabei geht Theweleit von der Zivilisationstheorie Norbert Elias' aus: Die Geschichte der europäischen Zivilisation erscheint als Geschichte der Entstehung des Mann-Ichs, der Mann als Subjekt also, der sich Natur und Frau, fremde Völker sowie das eigene Volk unterwerfen möchte. Voraussetzung dafür ist die Unterwerfung des eigenen Körpers, "anarchische Wünsche" müssen so weit wie möglich abgetötet werden. Die Muskeln des Mannes werden zum "Käfig" des Wunsches im Inneren. Den Freikorpsoldaten wurde durch Drill und Disziplin schon in der Zeit des Wilhelminismus ein "Muskelpanzer" verpasst. Für Theweleit besteht das Prinzip des Lebens aber im "Fließen", das auch das Unbewusste verkörpert: "Die Ströme des Wunsches fließen in realen Strömen ... im Spermienstrom, im Tränenstrom, im Wärmestrom ... in den Strömen, die die Muskulatur beim Orgasmus durchfluten" (Theweleit 1977: 330). Anstatt fließen zu lassen, erstarrt der Soldat und fügt sich starren Ganzheiten ein (der Truppe, später den monumentalen Inszenierungen der NSDAP, der Architektur usw.).

Theweleit stellte fest, dass das Verhältnis der Freikorpsoldaten zu Frauen ambivalent war: Entweder sie waren "gut" (Mütter, Schwestern, Ehefrauen, Krankenschwestern), dann wurden sie entsexualisiert und entlebendigt (die "weißen" Frauen: Verzicht und Leiden macht sie schön). Die Entlebendigung wurde durch Idealisierung kompensiert (z.B. die Mutter). Oder Frauen waren bedrohlich, weil sie selbstbewusst waren und als sexuell wahrgenommen wurden ("rote" Frauen: gegen sie wendete sich grenzenloser Hass, im Bürgerkrieg werden sie daher "mit Lust" gemordet). Theweleit betrachtet diese maskulin-ideologischen Vorläufer des Nationalsozialismus lediglich als Spitze eines Eisberges, der viel größere Teil des Problems liegt aber unter der Wasseroberfläche, das sind die heutigen Männer.

Klaus Theweleit hatte mit seiner Analyse weit über den deutschen Sprachraum hinaus Resonanz. Auch George Mosse führt in seiner neuen historischen Analyse (The Image of Man. The Creation of Modern Masculinity) Theweleits Grundthesen einer maskulinen Kontinuität fort.

Walter Hollstein analysierte unter Aufnahme feministischer Erkenntnisse die patriarchale Qualität der Gesellschaft. Dabei rezipierte er vor allem eine Reihe interessanter Theoriebeiträge zum Problem der Männlichkeit, die allerdings unverbunden nebeneinander stehen bleiben. Seine Arbeiten haben daher oftmals mehr den Charakter einer Materialsammlung als eines theoretisch durchdachten konzeptuellen Zuganges zum Problem von Männlichkeit.

Hollstein argumentiert oft, wie ein anderer deutschsprachiger Männlichkeitsforscher einmal konstatiert hat, „aus der Pose des leidenden und beleidigten Mannes“ (Georg Brzoska). Er nimmt eine Krise der Männer an, zumal sie sich „entmännlicht“ und „sozial kastriert“ fühlen (Hollstein 1988: 27). Männer wären doppelt unterdrückt: Innerhalb der Hierarchie durch die über ihnen Stehenden und dadurch, dass sie gezwungen seien, ihre Gefühle zu unterdrücken. Männer stünden unter Druck, die, die anspruchsvolle Männerrolle auszufüllen und Feministinnen würden ihnen vorwerfen, dass sie die herkömmliche Männerrolle ausfüllen.

Hollstein diagnostiziert für die letzten beiden Jahrzehnte eine Entwicklung der Männer „von Patriarchen zu Geschlechterdemokraten“. Die Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern würden nicht durch Männerinteressen, sondern durch eine von den Individuen abgelöste „Superstruktur“ und „männliche Hegemonie“ aufrechterhalten. Zudem beschreibt er eine „metaphysische Grundordnung“ des Universums, in der Männlichkeit und Weiblichkeit als Prinzipien feststehen.

Hollstein hat auch eine empirische Untersuchung über Männer durchgeführt („Männer - vorwärts oder zurück“, 1990). Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Hollstein keine gesellschaftstheoretisch wirklich weiterführenden Einsichten in das sozial konstruierte Phänomen von Männlichkeit bietet. Auch seine Interpretationen bleiben eher unwissenschaftlich, zumal er die Aussagen der Männer über ihr Verhalten und ihr Bewusstsein wie objektive gesellschaftliche Tatsachen behandelt („Soziologismus“). Häufig zitiert wird seine Schichten-Unterscheidung, in der er allerdings die „untere Unterschicht der Macker und Machos“ zum Sündenbock der Männergewalt und Männerherrschaft macht (Hollstein 1990: 119, 244f.).

Wilfried Wieck („Männer lassen lieben“, 1987) kritisiert konventionelle Männlichkeit. Er zeigt, dass Männer häufig zu Partnerinnen tendieren, denen sie sich überlegen fühlen. Sie erwarten sich von ihren Frauen eine gefühlsmäßige Reproduktion (Buchtitel: sie „lassen sich lieben“) und zeigen wenig Bereitschaft und Fähigkeit, sich in der Beziehung zu engagieren. Es ist nicht so, dass die Gefühle der Männer unterdrückt sind, sondern dass sie vor allem starke Gefühle *gegen* andere Menschen haben. Wiecks Studie neigt zum Psychologismus, er konzentriert sich auf die Ebene der emotionalen Beziehungen und vernachlässigt alle strukturellen Faktoren: Die Person der Mutter erscheint bei Wieck übermächtig. Alles wird aus der Mutter-Sohn-Konstellation erklärt. Und die Bedeutung gesellschaftlicher Praxen bei der Konstruktion von Männlichkeit bleibt unzulässigerweise völlig un(ter)belichtet.

Dennoch wird sein - im deutschen Sprachraum eher seltener - tiefenpsychologischer Problemzugang positiv eingeschätzt, weil Wieck - im Gegensatz zu den meisten anderen Autoren - von einer dezidierten Kritik an der Machtorientierung konventioneller Männlichkeit ausgeht.

Resümee aus dem Theorieabriss: Männlichkeit im Kontext einer Theorie der Geschlechterverhältnisse

In den letzten Vorlesungseinheiten habe ich Versuche der Theoretisierung von Männlichkeit im breiten Spektrum unterschiedlicher - sich letztlich aber sozialwissenschaftlich verstehender - Zugänge dargestellt und kritisch gewürdigt: von den Anfängen des psychoanalytischen Zugriffes auf das Phänomen sowie die Konstituierung von Männlichkeit über die Phase der Theorien angeblich "natürlicher" Geschlechterunterschiede, weiterhin rollentheoretisch-soziologische Ansätze zur Geschlechterdifferenz, hin zu den neueren durchaus theoriegeleiteten historischen, kulturalanthropologischen bzw. ethnologischen und soziologischen Forschungen zum sozialen und politischen Konstrukt Männlichkeit.

Aus dieser groben Darstellung wurde hoffentlich ersichtlich, dass über eine relativ langwährende Periode die Theoretisierung von Geschlecht und mithin auch Männlichkeit im Hinblick auf einen Erklärungsgewinn nicht besonders ergiebig war und dass erst in den allerletzten Jahren - vor allem durch die feministische sowie die Homosexuellenbewegung -

eine sehr lebendige und wichtige paradigmatische Veränderung in den - vor allem angelsächsischen - Sozialwissenschaften vor sich geht: Geschlecht wird nun viel deutlicher als früher als Teil eines größeren Ganzen gesehen und dieses Ganze wiederum als gesellschaftliche - und nicht biologische - Struktur begriffen, als eine weitläufige und vielschichtige Struktur von Macht-, Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnissen (Connell 1986: 330). In dieser Hinsicht ist diese Struktur daher durchaus mit der durchdringend gestaltenden Kraft der Struktur der Klassenverhältnisse vergleichbar. Es erscheint daher mittlerweile - strebt man eine möglichst große Reichweite gesellschaftstheoretischer Erklärung an - unverzichtbar, auch die Geschlechterfrage in Gesellschaftsanalysen zu thematisieren⁶¹. Eine solche Selbstverständlichkeit ist freilich im deutschsprachigen Malestream kaum zu konstatieren: Vgl. die knappen Hinweise zum deutschsprachigen Literaturstand, der zudem noch nicht dem engeren akademisch-professionellen Feld der Sozialwissenschaften entstammt, sondern interessanterweise ausschließlich von freiberuflich tätigen Sozialwissenschaftlern thematisiert wurde.

Allerdings stellt die eben angesprochene Art der gesellschaftstheoretischen Fundierung der Geschlechterverhältnisse "kein festgeschlossenes logisches System" dar, sondern ist "eher ein Netzwerk von Einsichten und Argumenten über Zusammenhänge" (Connell 1986: 331). Dieses Netz wird geknüpft aus vielfältigen empirischen Momenten der Dynamik kapitalistischer Industriegesellschaften und mit ihr korrespondierender Formen geschlechtsspezifischer Arbeits- und Herrschaftsteilung sowie Familienstrukturen, oder aus den Mustern gesellschaftlicher Produktion von Weiblichkeiten und Männlichkeiten, oder aus den individuellen wie kollektiven Erfahrungen gesellschaftlicher Unterordnung von Frauen und gesellschaftlicher Privilegierung von Männern sowie den kulturellen Praxen, die diese Hierarchisierung beständig aufrechterhalten, oder aus der Unterdrückung von Homosexualität usw.

Diese neue Art der Theoretisierung von Männlichkeit nimmt "Männer" (und selbstverständlich auch "Frauen") nicht als einfach gegeben an und behandelt sie daher auch nicht als "natürliche" Kategorie, die keiner weiteren Überprüfung bedarf; sie beschäftigt sich

⁶¹Selbst Jürgen Habermas hat in seiner Neuformulierung des historischen Materialismus (Theorie des kommunikativen Handelns) Geschlecht noch als ein "Organisationsprinzip" der Vor-Klassengesellschaften abgetan.

vielmehr damit, wie diese Kategorien historisch wurden, was sie konkret bedeuten und wie sie normativ aufgeladen wurden. Da kann es dann schon vorkommen, dass selbst feministische Theoriebestände ob ihrer biologischen Reduktionismen auf den Prüfstand müssen. "Das kategoriale Denken führt bedeutende Teile der feministischen Theorie auf Positionen zurück, durch deren Ablehnung der zeitgenössische Feminismus einst entstanden ist. Wenn man ernsthaft 'alle Männer' als eine politische Kategorie auffassen wollte, dann wären ihre Penisse ungefähr die einzigen Dinge, die sie wirklich gemeinsam haben. Die biologische Tatsache des Mannseins wird so der gesellschaftlichen Tatsache der Macht durch Definition, nicht durch historische Analyse zugeordnet" (Connell 1986: 337). Phrasen wie "männliche Macht", "männliche Gewalt", "männliche Kultur", "männlich bestimmtes Denken" oder "männliche Autorität" ordnen gesellschaftliche Tatsachen bzw. gesellschaftliche Vorgänge einer biologischen Tatsache implizit zu. Eine ziemlich heterogene soziale Gruppe, Männer verschiedenster sozialer, kultureller, sexueller usw. Art, wird dadurch einbendend verschmolzen. Connell meint, dass durch diese feministische Phrasierung "sonderbarerweise (...) auch die offenen Gegner des Feminismus entlastet (werden). Der harte männliche Chauvinist kann heute persönlich weniger dafür zur Verantwortung gezogen werden, was er unter konkreten Umständen sagt oder tut, weil das, was er sagt oder tut, auf das allgemeine Schicksal zurückgeführt werden kann, dass er männlich ist" (Connell 1986: 337f.). Connell betont zudem, dass "im gleichen Maß, wie das feministische Denken in größerem Umfang die Unterschiede zwischen Frauen anerkennt, scheint es, grob gesagt, an der Fähigkeit eingebüßt zu haben, die Unterschiede zwischen den Männern zu sehen" (Connell 1986: 338). Dies macht er auch an sprachlichen Symptomen fest: Frauen werden, wie Connell zu beobachten vermeint, immer als "Frauen" thematisiert, während Männer häufig als "Männliche" Erwähnung finden.

Es gibt einen plausiblen Grund, warum es so leicht passiert, in biologistische Erklärungen von Geschlechtsmodellen oder Geschlechtskonstruktionen zurückzufallen und gesellschaftliche Prozesse unzulässigerweise zu naturalisieren: Die Kategorien der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse unterscheiden sich nämlich von anderen Kategorien der Gesellschaftsanalyse, so etwa der Klasse, in einem ganz wesentlichen Punkt, sie scheinen fest und sichtbar mit einem biologischen Unterschied und mit einer Funktion im biologischen Prozess verknüpft zu sein.

Wesentlich häufiger als in feministischen Thematisierungen geschieht eine solche platte Verkoppelung jedoch als Naturalisierung der gesellschaftlichen Überlegenheit von Männern (vgl. Soziobiologische Theoretisierungsversuche: z.B. Lionel Tiger, *Men in Groups*, 1969; Steven Goldberg, *The inevitability of Patriarchy*, 1973), die männlichen Widerstand gegen Geschlechtergleichheit theoretisch rechtfertigen soll.

Connell kritisiert in der Folge: "Sowohl der patriarchalische wie auch der antipatriarchalische Kategorialismus trennen das Element der praktischen Politik, das der Auswahl, des Zweifels, der Strategie, der Planung, des Irrtums, der Verwandlung von der Geschlechterpolitik ab. Ohne dieses Element wird die Geschlechterpolitik (ähnlich wie die 'Schlacht der Geschlechter' der traditionellen Alltagskultur, in der sich nie etwas verändert) nicht zur 'Dialektik des Geschlechts', ..." (Connell 1986: 338). Connell sucht daher nach einer neuen, diese Ideologisierung überwindenden Denkweise und Methode in der Geschlechterpolitik, die die Beziehungen zwischen dem biologischen Prozeß und der Gesellschaftsstruktur verstehen lässt und dennoch einen Begriff der Macht unter voller Berücksichtigung der Politik entwickeln kann; zudem müssen damit auch die komplexen, zwiespältigen und widersprüchlichen Verstrickungsformen individuellen Lebens mit der Gesellschaftsstruktur erfasst werden können. Analyse gesellschaftlicher Strukturen impliziert nämlich immer auch, die Zwänge, den inneren Druck, die Spannungen und Störungen, aber auch die Potentiale für Veränderungen herauszuarbeiten.

Die historischen Arbeiten von Michel Foucault und Jacques Donzelot, die die auf Professionalisierung und Verstaatlichung gegründeten gesellschaftlichen Apparate (Medizin, Justiz, Psychiatrie) rekonstruieren, die das (private) Leben der Menschen zu reglementieren trachteten, erscheinen daher vielen als geeignet, um eine komplexere und adäquatere Theoretisierung des historischen Artefakts Geschlecht (bzw. Männlichkeit und Weiblichkeit) voranzutreiben, zumal ja gerade ihre Arbeiten auch die historischen Ausformungen von Geschlechterideologien und die historische Konstruktion vermeintlicher Geschlechteridentitäten behandeln. So hat etwa Foucault in seiner "Geschichte der Sexualität" gezeigt, dass das individuelle Bedürfnis nach eindeutiger, unveränderlicher Identität als Angehöriger des einen oder anderen Geschlechts historisch eigentlich noch relativ jung ist. Diese Einsicht hat selbstverständlich Auswirkungen auf die Theoretisierung von Männlichkeit.

Der Gegenstand des Wissens

Ist es tatsächlich Männlichkeit, die das Kernproblem der Geschlechterpolitik ausmacht? Oder sind es eher die institutionellen Arrangements, die Ungleichheit erzeugen und so die Spannungen generieren, die Männlichkeit dem prüfenden Blick aussetzen? (Connell 1995: 43)

Männlichkeit und Weiblichkeit sind relationale Konzepte, die Bedeutung in Beziehung aufeinander gewinnen: als soziale Demarkation und als kultureller Gegensatz. Männlichkeit ist immer Männlichkeit-in-Beziehung-zu.

Geschlechterbeziehungen konstituieren ein kohärentes Objekt des Wissens. Männlichkeiten sind Konfigurationen, strukturiert aus der Praxis der Geschlechterbeziehungen. Sie sind historisch. Ihre Entstehung oder Wiederentstehung ist ein politischer Prozess, der das Gleichgewicht zwischen gesellschaftlichen Interessen und der Richtung des gesellschaftlichen Wandels berührt (Connell 1995: 44).

Nach der methodischen, begrifflichen und theoretischen Grundlagenarbeit, wenn man so will metatheoretischen Erörterungen zum Themenfeld, kehren wir nun wieder zu im engeren Sinne politikwissenschaftlichen Fragestellungen zurück und wenden uns im zweiten Teil der Vorlesung sowohl politischen Ideologisierungen wie auch politischen Institutionalisierungen von Männlichkeiten als Versuch einer partikularen Theoriebildung zu:

II.1. Männliche Metaphern in politischer Theorie und politischer Praxis: Was man nicht sagen soll, das deutet man zumindest in Bildern an

Politikwissenschaftliche Einführungssozialisation vermittelt, wie man zurecht annehmen kann, Grunddogmen. So lernen wir aus den mittlerweile recht zahlreichen Einführungs- und Lehrbüchern, dass Informationen und Daten im politikwissenschaftlichen Untersuchungsfeld quantitativer, aber auch qualitativer Art sein können (vgl. Patzelt 1992; Mohr 1995; von Alemann 1995). Damit wird aber freilich eine wichtige *Vor-Begebenheit* allen

politikwissenschaftlichen Arbeitens verdeckt, denn die Wahrheit ist: Nicht alle Absichten und Informationen werden auch ausdrücklich verbalisiert oder gar veröffentlicht⁶². Es existieren paradoxerweise auch *unsichtbare* Daten. In unserem Diskussionszusammenhang sind wegen Nicht-Theoretisierung und Nicht-Konzeptualisierung von Männlichkeit gerade implizite und verschlüsselte Annahmen, Wertvorstellungen und Metaphern besonders aufschlussreich und wertvoll. Gleichzeitig sind sie es aber auch, die in ihrer Bedeutung arg heruntergespielt und als Analyseressourcen missachtet werden. So wie es überhaupt in der Politikwissenschaft den Anschein hat, als ob gerade Männer die Relevanz von Männlichkeit tabuisieren wollten.

Fächern wir das Spektrum möglicher Bezugspunkte politikwissenschaftlicher Kritik auf und konzentrieren uns dabei auf unumgänglichen Kritikfelder, so ist auf der Hand liegend, dass *Institutionenkritik* und *Ideologiekritik* zentrale Stränge politikwissenschaftlichen Arbeitens abgeben. An beiden kristallisiert sich aber in augenscheinlicher Weise, was wir als die *Essenz* des Unbewussten und Geheimen der Politikwissenschaft betrachten:

1. Was hier nun zunächst kurz ausgeführt wird, bezieht sich auf den erstgenannten Aspekt politikwissenschaftlichen Tuns und erörtert inhaltliche und theoretische Probleme geschlechtskritischer Durchleuchtung politischer Institutionen. In der Politikwissenschaft peilt man über vermeintlich *geschlechtsneutrale* Politikanalysen (vgl. Krippendorff 1993: 52f.) grundsätzlich *Entgeschlechtlichung* von Politik, also Unsichtbarmachung von Politik als *Männerpolitik* an.

An real behindernden Verhältnissen für Frauen sowie an diskriminierendem Verhalten gegenüber Frauen hat sich im letzten Jahrhundert in der politischen Praxis erwiesenermaßen viel zu wenig verändert (vgl. Schöler-Macher 1991, 1994; Hoecker 1987, 1995; Frauenbericht 1995; Rossmann 1995). Der in der politischen Realität bestenfalls nur *formellen* Gleichbehandlung⁶³ hat die politikwissenschaftliche Analyse ein analytisches *Pendant*

⁶² Vgl. die Hinweise zur strukturellen Bedeutung des Geheimnisses in der Politik in der ausführlichen Einleitung zur inhaltlichen Begründung des "Geheimen Glossars", aber auch Sabine Langs Beitrag in diesem Band zur politikwissenschaftlichen Paradoxie "geschlossener Öffentlichkeit".

⁶³ Rechtliche und politische Strategien, die *anderes*, nämlich *kompensierende*, d.h. im wesentlichen *nachholende* Gleichstellung, beabsichtigten, scheiterten allesamt an männlicher Hegemonialstruktur: Von männerbündischen Mechanismen im institutionellen Alltag über die Entscheidungsallmacht männlich dominierter Höchstgerichte im

entgegengesetzt: Die akribische Einhaltung der Maximen scheinbar *geschlechtsneutraler* und damit vorgeblich *geschlechtsfairer* Erhebung und Darstellung. Die Politikwissenschaft verfügt über eine *geheime Methodologie* des Unsichtbarhaltens einseitig geschlechtsbegünstigender Verhältnisse⁶⁴. Das gar nicht so unangenehme Nebenprodukt dieser Pseudo-Galanterie politikwissenschaftlichen Forschens: Damit wird nicht, wie vorgegeben, der Weiblichkeit Reverenz erwiesen, sondern, was ja viel wichtiger ist, *ganz normale* männliche Dominanz und *ganz normale* männliche Hegemonie in politischen und bürokratischen Institutionen wird dem Blick faktisch entzogen.

Das *Unsichtbare*, nämlich Frauen und ihre Geschichte, sichtbar zu machen, galt bzw. gilt immer noch als eine der vorrangigen Absichten feministischer Forschung. Im Falle politischer und bürokratischer Institutionen ist dieses erkenntnispolitische Programm jedoch nur schwer umsetzbar. Der formelle und informelle Frauenausschluss war so umfassend und nachhaltig, daß die institutionelle Welt der Berufspolitik immer noch als männliche Lebenswelt fortbesteht und somit *das Weibliche* gar nicht sichtbar zu machen ist. Daher habe ich dafür plädiert, daß feministische Forschung methodisch *invers* vorgeht: Wenn es das *Unsichtbare* in der Politik freizulegen gilt, so ist dieses Verborgene gerade *nicht* das Weibliche, denn der weibliche Lebenszusammenhang hat in der politisch-öffentlichen Sphäre kaum noch gestaltend eingreifen können. Wenn etwas aufgedeckt werden muss, dann ist es *das Männliche*, das sich zunächst einmal ganz ungeniert *offen* und später dann unter dem Falschtitel von *Neutralität* bis ins Innerste politischer und bürokratischer Institutionen hinein festgekrallt hat. Daher bedarf es feministischer *Institutionenarchäologie*, die formaldemokratisch camouflierte Lagen männerbündischer Strukturen und männerbündischen Verhaltens nach oben kehrt. Es geht vordringlich darum, die herrschenden Institutionen als *männliche* zu dechiffrieren (vgl. Kreisky 1992)⁶⁵. Feministische Mikroanalysen hätten also das dichte und undurchdringliche Netzwerk männlicher Mikropolitik zu enttarnen.

nationalstaatlichen Zusammenhang bis hin zu männlich bestimmten supranationalen Instanzen im EU-Kontext spannt sich der Bogen institutionell gesicherter männlicher Abwehr.

⁶⁴ Vgl. den Titel der Einleitung für den Reader von Kreisky/Sauer 1995, der die Parallelisierung maskuliner Politik mit der ihr verbrüdeten Politikwissenschaft anspricht: "Der Politik der Männer - die Wissenschaft der Männer?" (vgl. Kreisky/Sauer 1995: 9ff.).

⁶⁵ Aus dieser Forschungsstrategie könnte aber auch eine Änderung im politischen Sprachverhalten folgen: Nicht von *Frauenanteilen*, sondern von den *Männeranteilen* wäre zu sprechen, nicht von den 3,7% oder 2% Frauen unter den C4-Professoren in Deutschland oder den ordentlichen Universitätsprofessoren in Österreich, sondern

2. Im folgenden soll nun einiges zum zweitgenannten Punkt, der Kritik an der *impliziten* politikwissenschaftlichen Festlegung auf das Konzept der *Männlichkeit* angedacht werden: Nur selten bringen *direkt* formulierte Theoreme die einseitige Bindung der Politikwissenschaft an hierarchische Geschlechterordnung zum Ausdruck (vgl. Hearn/Collinson 1994: 99ff.). Oftmals sind es vielmehr nur *Bilder*, die in politischer Praxis und theoretischer Reflexion diese tendenziöse Fixierung auf männliche Lebenswelten und männliche Sichtweisen *indirekt* vermitteln. Dabei kann und soll es selbstverständlich nicht nur um die durch die Politikwissenschaft *gebrauchten* Bilder gehen: Die Macht der Bilder hat in der indessen durchmedialisierten Welt so an Bedeutung zugelegt, dass nun auch (männliche) Politik immer mehr danach giert, *ins Bild zu kommen*: *Verbilderung* von Politik bezeichnet einen laufenden Trend herr/schender Politik. Und die schnellebigen Gesetze medialisierter Politik (vgl. Sarcinelli 1989) lassen diese denn auch viele Bilder *verbrauchen*. Weil die *Bildgerechtigkeit* von Politikern⁶⁶ mittlerweile zwar als beinahe wichtigste politische Befähigung gilt, einer optimalen Visualisierung mancher Politikerfiguren jedoch recht enge Grenzen gesetzt sind, gilt es immer mehr Kredit aufzunehmen aus Sphären, die Männlichkeit vorteilhaft, also im Sinne der Ästhetik und Werte des herrschenden Männlichkeitsideals verbildlichen (wie etwa Sport oder TV-Shows). Langsam schlittert also Männerpolitik in eine *Schuldenkrise* der Männlichkeit.

Im allgemeinen dienen Metaphern dazu, Ideen und Vorstellungen *anschaulich* und anderen *verständlich* zu machen. Über bildhafte Zuspitzung von Gedanken werden selbstverständlich auch eigene Einsichten geschärft. Diese allgemeine Feststellung gilt ebenso für Denken in alltäglich-politischer Praxis wie als politisch-wissenschaftliche Beschäftigung. Auch die

von den 96 oder 98% Männern, die für den Bau der wissenschaftlichen Elfenbeintürme nebst ihrer krisenbedingten Einsturzgefahr verantwortlich zeichnen; nicht von den etwa 25% Frauen unter den Abgeordneten des deutschen Bundestages oder österreichischen Nationalrates, sondern von den zirka 75% der "kleinen Helden des allgemeinen Wahlrechts", den männlichen Parlamentseliten (vgl. italienischer Parlamentarismuskritiker zur Zeit Gaetano Moscas, zit n. Beyme 1993: 15). Männer nämlich stellen das wirkliche Problem dar. Es gilt daher eigentlich, die *Männerfrage* und gar nicht, wie sich im öffentlichen Bewußtsein fälschlicherweise eingegraben hat, die *Frauenfrage* zu lösen.

⁶⁶ Deren Ab- und Aufrechnung erfolgt in der Regel noch viel rigider und strenger bei Frauen in der Politik. Die Latte der Bildgerechtigkeit wird für Frauen zumeist höher aufgelegt als für Männer. Männliche Medienmacht unterstützt hierbei bildkräftig misogyne Urlaute bildkonkurrierender Männer.

suggestive Kraft von Bildern kann es also sein, die politische Konzeptionen und Wertvorstellungen *vorstellbar* werden lässt. Die jeweils benutzte Metaphorik bietet darüber hinaus wertvolle Einsichten in politischem Handeln und politischem Denken zugrundeliegenden Logiken, Denkstrukturen und Wertsetzungen (vgl. Münkler 1994: 7f.).

In der *politischen Theorie* werden bemerkenswerterweise mit Vorliebe fast ausschließlich *männlich* konnotierte Bilder zur Veranschaulichung von Politik herangezogen. Die politische Ideengeschichte stellt geradezu ein Museum von mehr oder weniger variierten Männlichkeitsbildern und männlich-nahen Figurationen politischer Akteure bereit. Um nur einige von ihnen zu nennen, die mehr oder weniger direkt als männliche gedacht werden können: das Bild vom *Menschen als Wolf* bei Thomas Hobbes, der *Politiker als Steuermann* bei Platon, die *Brüderlichkeit und Kameradschaft* im politischen Werte- und Tugendkatalog neuzeitlicher politischer Theorien und Ideen. Aber auch das politische Denken des 20. Jahrhunderts richtet sich gerne an männlichen Leitfiguren oder männlich genormten Sphären aus, ablesbar an den *Helden der Arbeit* im staatssozialistischen Denken etwa oder an den *Regeln des Sports* als Fairnessverständnis aktueller Tagespolitik.

Allen Begriffen sind Bilder sozialer und politischer Erfahrungen *eingeschrieben*, die zwangsläufig immer auch geschlechtsspezifische Erfahrungen sind. Jedes Bild schließt an spezifische politisch-programmatische Ideen und Konzeptionen an. Diese entstammen einer symbolischen Ordnung, die immer auch eine - zur Zeit mit Sicherheit noch extrem hierarchisierte - Geschlechter(an)ordnung enthält. Unzweifelhaft sind daher auch fast alle theoretischen Konzepte und Inhalte politischen Denkens *androzentristisch kontaminiert*.

Die Idee der Brüderlichkeit als Verbildlichung demokratischer Zielwerte

Zunächst soll an einem Beispiel aus der politischen Ideengeschichte dieser folgenreiche Mechanismus des metaphorischen Begriffe- und Wertetransfers demonstriert werden: Das zentrale politische Ideal der Französischen Revolution wurde über das griffige Bild *brüderlicher* Beziehungen transportiert. *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit* als selbstverständlich gewordene Zielwerte politisch-demokratischer Ordnung sind, wie Herfried Münkler formuliert, eigentlich "in Begriffe gefasste Bilder" (ebd.: 8). Unter *Brüderlichkeit*

und einem *Bruder* kann und soll sich offenbar jeder Mensch konkretes vorstellen. Ohne umständlich und viel sagen zu müssen, wird *stereotyp* vermittelt, wer damit gemeint sein soll und wer von vornherein begrifflich ausgeschlossen bleiben muss.

Darüber hinaus wird, anknüpfend an vorgetäuschter *familiärer* Vertrautheit, assoziativ ein emotionalisiertes, suggestives Bild vom immer wohlmeinenden - und eben deswegen *brüderlichen* - Bruder unterlegt. Damit ist zugleich auch eine spezielle politische Tugend dingfest gemacht: *Brüderlichkeit* veredelt automatisch alle Politik (weil Schwesterlichkeit dagegen nur Zank meinen kann, ist sie der Politik jedenfalls abträglich). Nur *brüderliche* Brüder machen autoritäres Handeln des Staates hinfällig. *Brüderlichkeit* als politisches Konzept schließt per se *Feindseligkeit* unter Brüdern aus. Verrat unter Brüdern, Bruderzwist, Bruderkrieg und Brudermord sollen - obwohl in der Geschichte durchaus üblich und den Verlauf der Weltgeschichte entscheidend steuernd - nur als Ausnahme von einer Regel erscheinen. Im hegemonialen Universum des osteuropäischen Staatssozialismus wurden mit dem Begriff der *Bruderländer* - besiegelt und visualisiert durch den obligaten *Bruderkuss* - alle potentiellen Differenzen und Konflikte wegetouschiert. Die homoerotische Grundfarbe in den staatssozialistischen Politikinszenierungen muss als provozierend, ja obszön erscheinen angesichts des scharfen Kontrasts einer männliche Homosexualität ächtenden Politik.

Das Ideal der *Brüderlichkeit* sollte aber auch soziale Schranken zwischen Männern zumindest gedanklich niederreißen. Der solidarische Zusammenhalt der Männerwelt war durch Rekurs auf das *Brüderliche* besiegelt: Eine *vertikale* Vergesellschaftung in Form von *Verbrüderung*, die sozial ungleiche Männer als gleichwertige *Brüder* erstehen ließ, wurde als geringeres Übel in Kauf genommen, um zumindest die Frauen außerhalb des sozialen und politischen Bürgerstatus halten zu können.

Der männliche Habitus der Politik: Anleihen aus der militärischen und sportlichen Sphäre

Selbstverständlich ist auch das Politikspiel des 20. Jahrhunderts - und ganz bestimmt nicht bloß die staatssozialistische Vergangenheit - voll der männlich gezinkten Karten und wird geprägt durch eine Bandbreite männlicher Spielertugenden. Auch gegenwärtige Politik orientiert sich bei Selektion perfekter Idole, anzustrebender Ideale und ideal gestalteter

Institutionen unausgesprochen an männlichen Erfahrungen, männlichen Vorlieben, männlichen Ehr- und Körpervorstellungen. Als das Männlichste überhaupt erscheint der *militärisch-heroische* Zuschnitt von Politik und Politikern, der sich jedoch in einer dem Ende zuneigenden Ära manifester militärischer Symbolik häufiger der - in gewissem Sinne ebenso militarisierten - Formen der *Welt des Sports* bedient. Sowohl im Militär wie auch im Sport wird tendenziell männliche Überlegenheit ausgedrückt: Frauen werden ausgeschlossen oder Männlichkeit wird zur Norm erhoben (vgl. Horrocks 1995: 147ff.).

An einzelnen Beispielen soll im Folgenden die besondere Prägekraft *militärischer* und *sportlicher* Erfahrungen als Indiz für *männlichen Habitus* der Politik illustriert werden. Außerdem verfügen die Rituale an den einschlägigen sozialen und politischen Orten über eine ihnen eigene Strahlkraft, die eben selbst auf Handelnde aus der Welt der Politik abzufärben und diese auf- bzw. abzuwerten vermag. Der Gebrauch von Bildern und die eigene Ikonisierung sind folglich wichtige Instrumente zur Konstituierung und Verfestigung politisch imaginerter Männlichkeit, der immer auch eine abwertende Vergeschlechtlichung von Weiblichkeit korrespondiert.

Wie allseits geläufig, bedienen sich in Frankreich selbst *zivile* Politikinszenierungen mit Vorliebe *militarisierter* Rituale und Symbole. Die Liaison von zivilem und militärischem Feiern und Trauern war nirgendwo im politischen Westen der Nachkriegszeit so eng wie hier. Die Priorität, die militärische Gesten und Zeremonien in der Politik genießen, drückt einen dezidiert männlichen Gestus der Politik aus. Häufig sind es aber auch nur unscheinbare Bilder, mittels derer diese besondere Art der Vergeschlechtlichung zum Ausdruck gebracht wird. Anlässlich des Ablebens General De Gaulles hielt George Pompidou eine Grabrede, deren verdeckter geschlechtsspezifischer Bedeutungsgehalt nicht in Abrede zu stellen ist: Pompidou übertrug damals ein klischeehaftes Bild traditioneller Ehen und ihres Rollensplittings auf Staat und Gesellschaft in Frankreich, indem er ausführte: "General de Gaulle ist tot. Frankreich ist Witwe" (Pompidou, zit. n. Schwartzberg 1980: 35). General de Gaulle erschien in dieser schlichten Metapher, ohne dass das besonders akzentuiert werden musste, nicht bloß als heroischer *Macher* der Grande Nation. Der Trick in der Wahl der Metapher bestand zudem darin, dass der heldenhafte General sogar als *Inkarnation* der der an sich weiblich konnotierten "*La*" Nation erscheinen sollte. Helden sterben bekanntlich aufregend und hinterlassen Ratlosigkeit. De Gaulle hinterließ Frankreich. Das war der

weibliche Teil des Arrangements, die amorphe Gesellschaft, die am Grab des männlichen Helden der Politik trauernd zurückblieb und der von ihr erwarteten passiven und sich fügenden Rolle treu blieb. Nur ein neuer Held der Politik würde also die Unentschlossenheit und Not der Grande Nation beheben können.

Offizielle Staatsakte bedienen sich der Zeichen- und Symbolsprache des Militärs (erkennbar an Uniformen oder verpflichtender Ehrenkleidung, an militärischen Musikzeremonien, am Abschreiten von Ehrenformationen, am Niederlegen von Kränzen, an der Ritualisierung von Verdiensten und Ehren usw.), vielleicht auch noch der Kirche. Andere, säkulare Lebenswelten konnten hier kaum stilbildend wirken. Es dürfte auch kein bloßer Zufall sein, dass es gerade Magie und Symbolik expliziter Männerbünde sind, die staatliches Feiern oder Trauern inspirieren. Dieser Rückgriff auf Zeremonien und Rituale transportiert immer automatisch eine Aufwertung des Männlichen zum Heroischen und Staatstragenden sowie eine Abwertung des Weiblichen zum Subsidiären, Schlichten und Privaten.

Diese geschlechtsselektiven und geschlechtsverfestigenden Mechanismen schlagen sich aber nicht bloß in der abgeschlossenen großen Welt formell-öffentlicher Inszenierungen nieder, da gibt es darüber hinaus ganz *banale* soziale Orte, an denen dies ebenso aufzeigbar wird: Medienwirksame Präsentation von Politik spielt sich immer häufiger auf den Fußball- und Sportplätzen der Welt ab. Auch dies ist ein Exempel *bildhafter* Übersetzung politischer Idole und politischer Ideale in die Wertvorstellungswelt der Männer als sozialer Gruppe. Männliche Helden der Politik nehmen *Bildanleihen* bei gefeierten Sporthelden. Nicht anders zu deuten ist Bundeskanzler Helmut Kohls Verbrüderung mit den Spielern der deutschen Nationalmannschaft anlässlich des Sieges bei der Fußball-Europameisterschaft 1996: Die Umarmung färbte *bildmäßig* jedenfalls in den Medien ab. Was hatten aber die vier Millionen Arbeitslosen, die zu erheblichem Teil wohl vor den Bildschirmen saßen, von diesem *visuellen* Bruderkuß? Politik veränderte zwar nicht ihre soziale Lage, aber sie konnten stellvertretend über *ihren* Kanzler die symbolische Teilhabe am europäischen Sportfest der Männlichkeit feiern⁶⁷.

⁶⁷ Wien hat seit einiger Zeit einen total fußballbegeisterten, aber auch medial überaus geschickten Bürgermeister, der die Probleme städtischer Politik gerne nach den Ausmaßen und in der Sprache des runden Leders vermittelt. Also tummeln sich neuerdings politikkarrierebedachte Wiener Stadtpolitiker - Frauen, denen die Welt des Fußballs vielfach fremd ist, und selbst Männer, denen Fußball überhaupt nichts bedeutet - nicht nur vor den

Aber es ist nicht nur das vordergründige *ins Bildrängen* der Politik, das für Politikanalysen aufschlussreich ist, es ist auch der viel tiefgründigere *Sprach- und Wertetransfer*, der aus der Welt des Fußballs in die Welt der Politik praktiziert wird. Männliche Überlegenheit und Härte speist sich in modernen Gesellschaften auch aus dem Universum des Sports. Und männliche Sport- und Ehrsideale können durchaus auch das Klischee männlicher Politikerehre *zusätzlich* fundieren.

Die Verzahnung von männlich strukturierter Welt des Fußballs (oder des Sports überhaupt) und männlich gestyltem Feld der Politik ist eine vielfache: Da ist also einmal der *soziale Ort* Fußballplatz, an dem, weil er ja vorwiegend ein Ort der Männer ist, Politik - nicht zuletzt mittels der unterstützenden Bilder der Medien - anti- oder auch nur a-politischen männlichen Hirnen wieder in Erinnerung gerufen werden kann, indem sich Politiker als *ganz normale* Männer geben, die - wie eben *andere* Männer auch - auf den Fußballplatz gehen. Über dieses männliche Zusammengehörigkeitsgefühl wird die Illusion genährt, dass die *politische Klasse* eigentlich gar nicht so fremd und sozial abgehoben ist. Männer werden für Männerpolitik *mobilisiert*. Fußballplätze weisen darum durchaus männerbündische Strukturmerkmale (vgl. Kreisky 1995: 109ff.) auf. Die auf ihnen zusammentreffenden Männer verstehen sich eigentlich als Männergemeinschaften, die sich über soziale, politische oder altersmäßige Grenzen hinweg zumindest zu bestimmten Anlässen zu *verbrüdern* vermögen. Wenn Politik wirklich nach dem Kriterium Freund/Feind bestimmbar ist (vgl. Schmitt 1963), dann haben auch Fußballplätze auffällig viel mit diesem Kriterium des Politischen gemeinsam. Immer gibt es *natürliche* Gegner, und wenn es solche nicht gibt, können während oder aber auch nach dem Match Gegner *geschaffen* werden. Es sind also schließlich auch die Verhaltenscodes des Fußballplatzes, die unsichtbar zur Politiknorm mutieren. Bestimmte Politiker nutzen auffällig gerne Anspielungen auf die soziale Sphäre des Sports, um sich ihrer politischen Klientel, der *sozialen* Gruppe der Männer, verständlich zu machen. Dabei ist es gewiss kalkuliertes Risiko, dass damit vorwiegend nur männliche Erfahrungswelten

Augen ihres Bürgermeisters, sondern auch in den Visieren der Fernsehkameras auf Wiener Fußballplätzen. Daß die Wiener Kulturstadträtin sich nicht auf den Fußballplätzen der Stadt den Medien präsentiert, wird von Journalisten daher schon als Indiz für ihre zunehmende politische Bedeutungslosigkeit und ihren bevorstehenden Fall angesehen.

angesprochen bleiben. Abgeschlossene Sprachcodes regulieren auf subtilere Weise Prozesse der Ein- und Ausschließung.

Eine Analyse der politischen Bilder käme einer Analyse verdrängter, unsichtbar gehaltener Wirklichkeiten gleich

Merkwürdig also, dass Politikwissenschaft im deutschsprachigen Kontext nur selten die in praktischer oder theoretischer Politik üblich gewordenen Metaphern in geschlechtskritischer Absicht zu entschlüsseln trachtet⁶⁸. Die inhaltliche Ergiebigkeit eines solchen Vorgehens ist unbestreitbar. Sowohl bei der Analyse gesellschaftlicher und politischer Gewaltkontexte (vgl. Krippendorff 1993: 46f.) wie auch bei der Dechiffrierung männlich gewirkter politischer Strukturzusammenhänge könnte ein expliziten wie impliziten *Maskulismus* thematisierender Zugriff überaus hilfreich sein.

Wie dadurch zusätzliche analytische Perspektiven gewonnen werden können, zeigen besonders einschlägige Studien über Politik und Gesellschaft in den USA der Nach-Vietnamkriegs-Ära: So hat Susan Jeffords in ihrer eindrucksvollen Analyse von Trivialfilmen im Gefolge der Niederlage US-amerikanischer Männlichkeit im Vietnam-Krieg eine dramatische Remaskulinisierung der Zivilgesellschaft konstatiert (vgl. Jeffords 1989). Jeffords hat durch Aufgreifen der Geschlechtsmächtigkeit von Bildern einen wichtigen empirisch abgestützten, analytischen Befund zur geschlechtspolitischen Gesamtentwicklung der USA in der Nach-Vietnamkriegs-Ära sowie zum engen Zusammenhang zwischen der erfahrenen Realität des Krieges und zunehmender ziviler Gewaltkultur in der Nachkriegsgesellschaft geleistet. Filme und Bilder spiegelten also einen durchaus realen gesellschaftlichen Trend, der erst später als *Backlash* zum frauenpolitischen Slogan der neunziger Jahre wurde (vgl. Faludi 1991). So war es denn auch kein bloßer Zufall, dass Vietnam-Rückkehrer besonders stark in gewalttätige und militarisierte Berufsfelder (Polizei, Gefängnisse, Wachdienste usw.) tendierten und, dass der Anteil von Gewalt gegen Frauen und

⁶⁸Herfried Münkler hat zwar die Bedeutung politischer Metaphern in politischer Theorie und Ideengeschichte in einer überaus interessanten Studie gewürdigt, darin aber auf das Phänomen *geschlechtlicher* Konnotation keinen Gedanken verschwendet (vgl. Münkler 1994).

Kinder in Familien von Vietnamkriegs-Veteranen signifikant relativ höher war als in anderen Familien (vgl. Fiegl 1990).

James William Gibson hat in seiner Studie über Gewalt und Männlichkeit im Nach-Vietnam-Amerika nicht nur eine gewaltige "paramilitärische Subkultur" belegt, sondern auch gezeigt, dass der auf *Männlichkeit* fundierte Paramilitarismus die essentielle zivilgesellschaftliche Grundlage offizieller staatlicher Politik besonders unter der Präsidentschaft von Reagan, aber auch von Bush war (vgl. Gibson 1994). So wird denn auch die Ära Reagan/Bush nicht nur von moralistischen und puritanischen, sondern auch von rassistischen und nazistischen Rechten "zu einem goldenen Zeitalter verklärt" (vgl. Martin 1996: 255). Der "chauvinistische Amerikakult" und ein "Wahn der Größe und Stärke", oft als *Ramboismus* etikettiert, waren in dieser Phase nicht nur auffallend zunehmend (vgl. ebd.: 14), sondern zudem überaus stark mit maskulinistischen Idealen und Werten aufgeladen. Die Renaissance des Ku-Klux-Klans und die extreme politische Rechtsentwicklung in den USA wären ohne *Remaskulinierung* der Gesellschaft ebenso wenig möglich gewesen wie die Restauration und Nachrüstung patriarchaler Gesellschaftsstrukturen. In ihrem Kampf gegen Abtreibung und Homosexualität sowie in ihrem Eintreten für Todesstrafe und freien Waffenverkauf trafen sich - durchaus unterstützt durch Repräsentanten offizieller Politik - alle Spielarten US-amerikanischer Rechter.

Viele der hier angeführten Zusammenhänge werden allerdings oftmals gar nicht explizit zum Ausdruck gebracht, sondern sind zumeist nur *indirekt* aus Bildern, Symbolen und vagen Andeutungen zu entschlüsseln. Das Artefakt der Männlichkeit ist im rechten Denkkontext so anstandslos eingelassen, dass Geschlecht immer nur als unbestimmte Nebenfrage mitgleiten muss. Allerdings gibt es Problemkonstellationen, in denen selbst dieser nebulose Subtext von Geschlechtlichkeit zu viel sein könnte. Insbesondere die dezidiert maskulinistische Fundierung rechter Politik sowie die zwar klandestinen, jedoch eigentlich recht engen Schaniere zwischen formeller und informeller rechter US-Politik ist man bemüht zu verbergen. In diesem Falle hat Politikwissenschaft besondere Analyseverantwortlichkeit, der sie allerdings - zumindest was die Phänomene von Vergeschlechtlichung und Maskulinismus anlangt - bislang ungenügend nachkommt; Politikwissenschaft in den USA scheint freilich punktuell in der Thematisierung von Männlichkeit und Maskulinismus engagierter als ihre Fachkollegen im deutschsprachigen Europa.

Eine besondere Variante männlichen Denkens und männlichen Formulierens hat uns Carol Cohn vorgeführt⁶⁹, als sie die mit sprachlichen Sexismen und männlichen Imaginationen durchsetzte "rationale Welt" US-amerikanischer Verteidigungs- und Abschreckungstheoretiker decodierte: Deren "technostrategische" Sprache besteht zunächst in elaboriertem Gebrauch von Abstraktionen und Euphemismen, die destruktive Macht von Nuklearstrategien unsichtbar halten (vgl. Cohn 1987: 690f.), indem die Wortschöpfungen (z.B. "clean bombs") tiefe Abgründe zwischen verwendeten Bildern und zu beschreibenden Wirklichkeiten auf tun (vgl. ebd.: 692). Carol Cohn machte in der Sprache der Verteidigungsexperten zahlreiche phallische Bilder kompetitiver männlicher Sexualität aus (z.B. "penetration aid", "disarmament is emasculation", "vertical erector launchers", "orgasmic whump", vgl. ebd.: 693f.). Sie entdeckte in den "technostrategischen" Diskursen weitere deutlich sexuelle Subtexte (vgl. ebd.: 692): So *tätscheln* Abschreckungsstrategen Raketen ("pat the missile", vgl. ebd.: 695). Sie zeigen mit ihrer Bildsprache intime, sexuell possessive Beziehungen, liebevolles Beherrschen nuklearer Tötungstechnologien, aber auch Kleinheit und Harmlosigkeit der *getätschelten* Objekte an. Carol Cohn deutet dies als "homoerotische Erregung", die in der "technostrategischen" Sprache zum Ausdruck kommt, sowie als Versuch, die Gefährlichkeit des militaristischen Unternehmens zu bagatellisieren (vgl. ebd.: 696). Eintritt in die nukleare Welt des Abschreckens und Tötens wird mit *Verlust von Jungfräulichkeit* und *Defloration* ("losing her virginity", "deflowered", vgl. ebd.) bildlich ineingesetzt. Mit Stolz wird festgestellt, dass Amerika weit davon entfernt ist, *Jungfrau* zu sein ("United States is no virgin", vgl. ebd.), ganz im Gegenteil, es ist in der patriarchalen Konkurrenz weit voran ("the father carries the bigger stick", vgl. ebd.: 697). Nuklearstrategen *verheiraten* und *paaren* Raketen ("marry up", "coupling", vgl. ebd.: 698) und messen Atomraketen an *familienurlaubgerechten* Fahrzeugen (vgl. ebd.). Überhaupt deutet der bildhafte Bezug auf Familie und Kinder die unbewusste männliche Sehnsucht nach Gebär- und Sozialisationsfähigkeit an: Schöpfer von Atombomben bezeichnen sich als *junge Eltern* und ihre Kreationen als ihre *Babys* ("new parents", "Oppenheimer's baby", vgl. ebd.: 700). Destruktive technologische Macht wird sprachlich mit lebensschöpfenden Fähigkeiten synonymisiert. Und die Idee männlicher Geburt wird metaphorisch verknüpft mit der Abwertung von Mutterschaft (Edward Teller "was not the bomb's father but its mother",

⁶⁹Für diesen Hinweis habe ich Sabine Lang zu danken.

"Stanislaw Ulam was the real father; he had the all important idea and inseminated Teller with it. Teller only 'carried it' after that", vgl. ebd.).

Carol Cohn zeigt mit ihrer Analyse, dass die Verwendung der Bilder aus dem Kontext der patriarchalen Erfahrungs- und Lebenswelten der Wissenschaftler erfolgt (vgl. ebd.: 693), dass aber diese eigentlich triviale Sprache mit ihren arkanen Bedeutungen unmittelbaren politischen Nutzen erbringt: Es wird nämlich das Gefühl erzeugt, dass es geradezu *Lust macht*, über Nuklearwaffen zu sprechen, dass man durch Abstraktionen und Verniedlichungen *Distanz verliert* und sich vor nuklearen Waffensystemen und ihren Handhabern also gar *nicht zu fürchten* braucht, und dass man - spricht man erst diesen geheimen Expertencode - *dazugehört* zum geheimen und wissenden Expertenkreis der Nuklearstrategen: Man hat aus der Position potentieller Opfer heraustretend scheinbar die Schwelle in jenen geheimen Männerbund der Kontrollierenden und Handelnden überschritten (vgl. ebd.: 706).

Dieses zuletzt ausgeführte Beispiel maskulinistischer Bildphantasien demonstriert drastisch, in welcher unverantwortlicher Weise von - zumeist politikwissenschaftlichen - Verteidigungs- und Abschreckungstheoretikern mit - sexistischen und männlich aufgeladenen - Figurationen und Vorstellungen selbst Destruktionsvisionen schrecklichster Art unsichtbar gehalten oder bagatellisiert werden. Genauso verwerflich ist aber auch die metaphorische Manier, in der diese Wissenschaftler nukleare Tötungsszenarien mit Sexualität verknüpfen.

Umso beunruhigender ist es daher, wenn der Malestream der Politikwissenschaft sich über solche verbale Taten männlicher Sexualisierung nicht wirklich besorgt zeigt, sie als Ausdruck *normal-männlicher Wissenschaft*⁷⁰ mehr oder weniger gelassen hinnimmt oder sie wegen ihres ironischen Subtextes gar belächelt. Reale und ideelle Männlichkeit bleiben im politikwissenschaftlichen Arbeitsfeld in der Regel untheoretisiert, was letztlich heißt, daß sie nicht über den von der Scientific Community vorausgesetzten wissenschaftlichen Reifegrad verfügen, um auch ein allseits anerkanntes Forschungsthema abzugeben.

⁷⁰ Vgl. dazu den Beitrag von Birgit Sauer in diesem Band, in dem sie die Bedeutung von (*männlicher*) *Normalisierung* für die Politikwissenschaft sowie ihren unbändigen *Drang nach Normalisierung* anschaulich vermittelt.

Die Einkapselung von Männlichkeit in politische Leadership-Ideale.

Die politikwissenschaftliche Verweigerung einer Konzeptualisierung von Männlichkeit zeigt sich auch an einem durchaus rezenten Theoriefeld: den sogenannten Leadership-Theorien, die seit einigen Jahren vorwiegend in der US-amerikanischen Politikwissenschaft und hier wiederum im Bereich der Internationalen Politik Konjunktur haben⁷¹ (vgl. ***). Der krisenhaften Erschütterung der weltpolitischen Hegemonieposition der USA sowie dem politikwissenschaftlichen Theorem von zunehmender Unregierbarkeit politischer Systeme des Westens korrespondierte angebliche Dringlichkeit theoretischer Neufassung politischer Leadership-Qualitäten. Lässt man viele dieser Leadership-Theorien Revue passieren, so fällt die zwar besondere, jedoch immer nur implizit vermittelte Zentrierung auf *us-amerikanische* Vorstellungen politischer Führung sowie auf *männlich-reduktionistische* Führungsqualitäten auf. Wie systematisch als männlich aufgeladen Begriffe wie *Führer (leader)* oder *Caudillos*

⁷¹ Daß diese Debatte im deutschen Sprachraum noch nicht wirklich gegriffen hat, liegt wohl vor allem darin begründet, daß die politische Figur des Führers (*leader*) im mitteleuropäischen Kontext erheblich diskreditiert ist, und es für solche theoretische Perspektiven daher eine besondere Hemmschwelle zu überwinden gilt. Zuviel der antidemokratischen und demokratiezerstörerischen Traditionen werden nämlich in diesem politischen Begriff mittransportiert. Dennoch bleibt einiges Erstaunen zurück, daß us-amerikanische *Leadership* mit Selbstverständlichkeit in untadeligem *demokratischem* Kontext steht, während etwa lateinamerikanische *Caudillos*, wie zurecht zu erwarten, als dem Totalitarismus- oder Diktaturphänomen zugehörig gelten (vgl. Hamill 1992: 4). Der amerikanische Demokratiemythos entlastet selbst tendenziell autoritär-monokratische politische Führerfiguren, die durchaus - wie die letzten Jahrzehnte ja immer wieder gezeigt haben - sehr wohl auch potentes Militär direkt zur Hand haben (vgl. auch Krippendorff 1993: 46, der in diesem Zusammenhang von einem "Hollywood-Akteur im Vollbesitz des modernsten Kriegsspielzeugs" spricht). Politisch institutionalisierte Führungsmännlichkeit im westlich-demokratischen Kontext ist dennoch per se anders und besser konnotiert als politische Führer in spanisch-machistischer Machart. An dieser unterschiedlichen Bewertung ändert auch nichts, daß in der Vergangenheit an Errichtung und Aufrechterhaltung zahlreicher mittel- und südamerikanischer Diktaturen CIA und US-Army - zumeist mit Wissen ihres Präsidenten - mit nicht unerheblichen Interventionen beteiligt waren. Die brüderliche Allianz zwischen Leader und Caudillos funktionierte gegen etwaige demokratische Bewegungen oder Linksgierungen noch allemal. Interessant bleibt für uns auch, daß der Demokratiekontext politischen Führern Sündennachlaß gewährt, sie als demokratiepolitisch korrekt erscheinen läßt, sie zähmt, sie harmlos macht, sie in gewissem Sinne *entmännlicht*, während das mittel- oder südamerikanische Ambiente den *Machismo* des Caudillos voll zur Geltung bringt und als *nur* diktatorische Politikform vercodet. Die fließenden Übergänge wären jedoch demokratietheoretisch überaus spannend: Was ist *diktatorisch* an politischen Leadern der USA? Inwieferne sind auch Caudillos nur durch *persönliche Führungsqualitäten* geprägt, wie sie gerade Leadership-Theorien fordern?

zu gelten haben, wird nicht zuletzt auch daran ersichtlich, daß die folgende Frage noch wissenschaftlich zu beschäftigen vermag: "*Is a Caudilla possible?*" (Navarro 1992: 270ff.). Nirgendwo taucht aber auch die umgekehrte, nämlich *männliche* Vergeschlechtlichung als *Frage* auf, sie ist vielmehr politische Realität, die nicht mehr thematisiert werden muß und dadurch bereits dethematisiert ist.

Das mysteriöse Paradox einer grundsätzlich zwar *entsubjektivierenden*⁷², gleichzeitig aber *männliche Persönlichkeit* tendenziös stilisierenden Politikwissenschaft bedarf wohl analytischer Klärung: Streng genommen kümmert sich Politikwissenschaft recht wenig um Personen und Persönlichkeiten. Und wenn sie es tut, dann macht sie es offensichtlich in männlich befangener Weise. Eine Hoch-Zeit der an maskulinen Werten abgesteckten Leadership-Theorien in den USA gab es in der Reagan/Bush-Ära. Politische Befähigung und politikgemäße Persönlichkeit wurden also gerade in jener historischen Phase, die zuvor als Periode der *Remaskulinisierung* plausibel gemacht wurde (vgl. Jeffords 1989; Gibson 1994), in ausschließlich männlicher Façon geschnitten. Hinweise von Politikwissenschaftlern auf die prinzipiell maskulin verzerrten Idealfiguren der Leadership-Theorien sucht man allerdings vergebens. Politikwissenschaft befestigt wieder einmal mehr, was sie gesellschaftlich vorfindet, statt es in seiner geschlechtsbezogenen Ideologieträchtigkeit kritisch zu durchdringen.

Es war also durchaus kein Zufall, dass ein Boom an Leadership-Theorien gerade durch die Amtsperioden von Ronald Reagan und George Bush ausgelöst wurde. Was mit Reagan begann, konnte und musste dann für Bush genutzt werden. Die Inkarnation von Hollywood-Männlichkeit früherer Jahrzehnte provozierte *legitimierende*, vorgeblich wissenschaftlich-systematisch und empirisch-analytisch gestützte Erhebungen allseitig akzeptierter Bewertungskriterien sogenannter *politischer Führungsqualitäten*, die dann auch zur *Norm* erhoben werden konnten. Empirisch-analytische Wissenschaft ließ sich also - in völligem Widerspruch zu ihren methodologischen Ambitionen - für *normative* Absichten gebrauchen⁷³. Galt es doch in jener Zeit vor allem, der Bevölkerung in überaus schwierigen,

⁷² Vgl. den Beitrag von Regina Köpl in diesem Band.

⁷³ Es ging ja dabei nicht bloß um Feststellung empirisch vorfindbarer sozialer Erfahrungen oder Tatsachen, sondern intendiert war vor allem die nachhaltige Formung des Bildes *idealer* politischer Führer. In die Bildung des Maßstabes, an dem Politiker der Vergangenheit, der Gegenwart oder der Zukunft aus dem us-amerikanischen

krisehaften außen- und innenpolitischen Situationen mittels imaginärer Existenz männlich genormter Führungsqualitäten vermeintlicher Führungspersönlichkeiten Sicherheit zu vermitteln. Schon der politische Zweck macht also klar, dass damals nur die *männliche* Seite im Angebotsladen politischer Fähigkeiten gefragt sein konnte. In der Belletristik oder in Spielfilmen heißt es im Vorspann häufig: Die Übereinstimmung der Helden mit lebenden Personen ist selbstverständlich bloßer Zufall. Genauso zufällig fallen in unserem gesellschaftlichen Kontext sogenannte politische Führungsqualitäten mit herrschenden Männlichkeitsbildern zusammen.

Kontext, aber auch in globalen Zusammenhängen beurteilt werden konnten und sollten, gingen lediglich *partielle* Lebenswelten und Lebenssichten ein: Die Leitbilder wurden aus den historischen Persönlichkeitsprofilen und dem empirischen Krisenverhalten der Präsidenten der USA gewonnen und zu einem normativen Ideal *kondensiert*. *USA-Zentrismus*, *Ethnozentrismus* und *Androzentrismus* gaben demnach die *natürlichen*, jedoch unsichtbar gehaltenen methodologischen Postulate der Leadership-Theorien ab. Bemerkenswert ist aber auch, daß empirisch-analytische Politikwissenschaft entgegen ihrer bisherigen Konvention gerade in diesem Arbeitsfeld sich für *psychoanalytische* Einsichten über *frühkindliche* Sozialisationsmechanismen erwärmen kann: Die jeweiligen *Vater-* und *Mutterfiguren* haben mehr oder weniger mittelbaren Einfluß auf ihr Söhne und damit auf das Führungs- und Entscheidungsverhalten in Weltkrisen. Gleichzeitig wird damit aber auch festgelegt, wie stark der Einfluß der *Ehefrauen* (z.B. Nancy Reagan) auf die Politikführung sein kann. Im Untergrund des Unbewußten existiert Weiblichkeit also selbst in Leadership-Theorien.